

Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Oels.  
Ostern 1887.

---

Die

sittlichen Aelteen der Griechen und ihre Verkünder,

die Tragiker.

---

Von

Dr. Otto Kühn.

---



1887. Progr. Nr. 184.

Oels 1887.

Herzogliche Hofbuchdruckerei von H. Ludwig.

900  
1 (1887)

921.47<sup>6</sup>





Um die sittlichen Ideen eines örtlich oder zeitlich uns fernstehenden Volkes kennen zu lernen, ist eine jede Quelle benutzbar, aus der uns kund wird, wie dasselbe über Gott, Staat, Familie, über den Wert des Lebens und der irdischen Güter gedacht und gefühlt hat. Doch fließt eine Quelle spärlicher als die andere, bald ungetrübt, bald minder rein. Erst aus der Sammlung vieler Nimsale, erst wenn diese geklärt in vollerm Fluße an unserem geistigen Auge vorüberziehen, wird uns der ganze sittliche Gehalt eines Volkes zum Bewußtsein gebracht. — Se ferner uns nun ein solches Volk steht, desto schwieriger muß naturgemäß die Aufgabe sein, je näher, desto leichter; wie leicht zumal, wenn wir mitten hinein treten könnten unter dasselbe, wenn wir mit eigenen Augen ihm folgen könnten auf die Straßen, auf den Markt, in die Gottestempel, in die Abgeschiedenheit des häuslichen Herdes, wenn wir mit unseren eigenen Ohren hören könnten, wie sich das Denken und Fühlen eines jeden an diesen Stätten in Worten und Werken kund thut. Einen solchen Weg aber mitten hinein in das pulsierende Leben eines Volkes haben wir in den Abbildern, die uns seine dramatischen Dichter von demselben geschaffen haben. Nicht in schematischer Trockenheit treten uns hier die aus einander und neben einander entwickelten sittlichen Begriffe entgegen, sondern sie treten uns entgegen als lebendige Kräfte, welche die Seele des Menschen in rastlose Bewegung setzen und ihn zu seinem Thun und Lassen bestimmen. Was durch die Zeit uns entrückt und begraben schien, das sehen wir in seinen natürlichen Formen und Farben uns wiedergegeben, ein Pompeji gleichsam, das ein gütiges Geschick mit dem Aschenschleier bedeckte, den zu heben eine späte Nachwelt berufen war. Und so wollen auch wir jenen Weg beschreiten, der uns in das Leben eines Volkes hineinführt, das ein Zeitraum von mehr denn zweitausend Jahren von uns scheidet, und wollen, von der Hand seiner großen Tragiker geleitet, uns lehren lassen, welche sittlichen Ideen als die wesentlichsten das Denken und Handeln des griechischen Volkes bestimmten. — Allerdings grenzt ihre Führung für uns einen kurzen Zeitraum von ungefähr hundert Jahren ab, doch ist es grade derjenige in der Entwicklung griechischen Lebens, der uns mit der höchsten Bewunderung erfüllt, auf welches besondere Gebiet auch wir unsere Blicke lenken mögen, eine Bewunderung, die nur da durch eine tiefe Wehmut getrübt wird, wo das Gesetz des Werdens und Vergehens auch an dieser duftigsten Blüte des Menschengestes seine unentrinnbare, verderbende Macht ausübt. Mag der Geist, von der Gesamtheit getragen und von der Ewigkeit genährt, einer stetigen Fortentwicklung fähig sein, — die Individuen und die Völker vergehen und fallen, wenn die Zeit ihrer Blüte vorbei, weß von dem Weltenbaume.

Mit unglaublicher Schnelligkeit hatte der athenische Geist auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens jener Zeit das Höchste erreicht und Werke geschaffen, die für die Nachwelt als unerreichbare Muster gelten; mit noch größerer Schnelligkeit aber schrumpft er zusammen, nachdem er seine große weltgeschichtliche Aufgabe gelöst. In dem Ringen um seine Existenz entfaltete das athenische Volk in den Perserkriegen alle seine edeln Triebe in regem Wettstreit. Der einzelne lebt nur in dem Ganzen, nur in der Idee. Die Leidenschaften, die persönlichen Interessen sind geschwunden; ein Gedanke nur hebt und trägt alle, der Gedanke, die Hoffnung, der Glaube, daß Athen berufen sei als Herrscherin über ein ausgedehntes, gesegnetes Inselreich und im Besitz der von ihm gespendeten reichen Schätze den Seinigen ein Dasein zu schaffen, das in sich selbst volles Genüge hat, ein Dasein ungetrübt von den Sorgen und Mühen des täglichen Erwerbes und verklärt von den sinnigen Freuden, welche die Kunst in Wort und Bild über dasselbe so reichlich auszugießen vermochte. Erst als dieses hohe Ziel erreicht, als nichts Höheres mehr zu gewinnen war und demzufolge die Spannkraft nachließ, als jene humane, von hohen Gedanken getragene und gemäßigte Inselherrschaft zur Tyrannei ward und sich dadurch selbst das Grab grub und schließlich die athenische Kraft, nachdem der gewaltige Perikles seine Augen geschlossen, während des peloponnesischen Krieges sich in unfruchtbaren, fernen Unternehmungen zersplitterte, da war es mit Athens Macht und Glanz für immer vorbei. Diesen Verfall politischer Macht begleitet der der Sittlichkeit. Beide stehen in engster Beziehung zu einander und wirken auf einander ein. An die Stelle des hohen Strebens für das Wohl der Gesamtheit tritt das Interesse des einzelnen, die Jagd nach Genuß, und die Leidenschaften, bis dahin gehemmt und niedergehalten durch ein heiliges Sittengesetz, das ungeschrieben in der Seele eines jeden lebendig war, durchbrechen die Schranken, reißen das Erhabene nieder und zerren es auf das Gebiet des Zweifels und des Spottes. Wie anders diese Zeit des Verfalls von Macht und Sitte und jene, welche Euripides den Athenern mit folgenden Worten preist: Ihr Nachkommen des Erechtheus, geliebte Kinder der seligen Götter, glücklich von der Vorzeit her, ihr pflüct aus euerm heiligen, uneroberten Lande die ruhmvolle Weisheit wie eine Frucht des Bodens und schreitet beständig mit anmutigem Behagen durch den strahlenden Äther eures Himmels daher, in welchem die neun heiligen Mufen Pieriens einst die blondgelockte Harmonia als ihr gemeinschaftliches Kind gepflegt haben sollen. Auch sagt man, daß die Göttin Kypris Wellen aus dem schönströmenden Kephisos geschöpft und sie in Gestalt milder, sanftfächelnder Lüfte über das Land hingehaucht habe, und immerfort sende die reizende Göttin, indem sie sich die Locken mit duftendem Rosengeflecht bekränzt, die Liebesgötter aus, um sich zur ehrwürdigen Weisheit zu gesellen und jeglicher Tugend Werke zu unterstützen. —

Wie eine heiße Sehnsucht nach verlorenem Glück klingt es uns aus diesen Worten des Euripides entgegen, denn unter den drei großen Tragikern Athens, die für uns in Betracht kommen, weil ihr Denken und Dichten fast jenes ganze Jahrhundert begleitet, gehört er bereits der Zeit an, wo Altes mit Neuem ringt und durch den zersetzenden Geist der Sophistik alle Bande zerrissen werden, welche die Gesellschaft, Staat und Familie bis dahin zusammengehalten hatten. So tritt denn auch in den Bacchen, einer seiner letzten Tragödien, ein völliger Umschwung seiner religiösen Ideen ein und, jedem Spott und jeder Skepsis fern, wendet er sich dem alten Glauben mit einer Inbrunst wieder zu, deren man ihn nicht für fähig halten

sollte. (vgl. 370—372; 430—431; 1001—1012; 1150—1152.) Freilich steht der wahre Dichter hoch über seiner Zeit und schaut, unberührt von dem Getriebe der gemeinen Alltäglichkeit, von der Warte seines Ideals klaren Auges über Land und Volk; gleichwohl knüpfen ihn tausend unsichtbare Fäden an die Stätte, wo er geboren. Er ist ein Kind seines Volkes, ist mit ihm geworden und hat mit ihm gelebt, gekämpft und gelitten. Daher auch einerseits die Gleichartigkeit der drei großen Tragiker in ihren sittlichen Anschauungen und andererseits ihre Verschiedenheit, die letztere begründet, wie eben gesagt, durch die Zeit, in der sie gelebt, und durch die eigene Individualität. Wie ist bei Aeschylos Alles gewaltig, edel und groß, wie furchtbar der Kampf der mit einander ringenden Leidenschaften! Es ist der wuchtige Schritt einer erzgepanzerten Muse in seinen Tragödien hörbar, derselbe Schritt, in dem unser tapferer, kriegsgewohnter Dichter, der Marathonskämpfer, wie er sich selbst gern nennt, hinauszieht in den Kampf bei Marathon und Salamis, ein Kampf, wie ihn herrlicher kein Volk je bestanden für das höchste Gut, die Freiheit. Aeschylos ist der Athener von altem Schrot und Korn, in dessen Brust die Keime aller Herrlichkeit und Größe ruhen, die sich in und mit den Perserkriegen entfaltet haben; er hält die alten, strengen Grundsätze von Recht und Sitte aufrecht und, das Verderben vorahnend, tadelt er das ungestüme Streben der Athener nach Volksherrschaft und nach Herrschaft über die anderen Griechen. Wie titanenhaft groß die Gestalten des Aeschylos, Prometheus zum Beispiel, der in seinem Trotz selbst gegen die Götter sich auflehnt und, ohne daß er gebrochen wird, zu Grunde geht — und wie menschlich klein dagegen und schwach die Helden, die Euripides uns vorführt. Nichts mehr von jener idealen Größe und Erhabenheit bietet sich uns bei ihm, sondern das reale, nackte Leben ist es, das wir schauen, den Menschen mit seinen gemeinen Trieben und seiner alles vernichtenden, ungebändigten Leidenschaft. Daher das schöne Wort des Sophokles über ihn „er schildere die Menschen, wie sie sein sollen, Euripides dagegen, wie sie sind,“ oder die treffende Bemerkung des Aristoteles — allerdings mit nächster Beziehung auf die Sprache — „des Euripides Zuhörer bedürften keines Sprunges in eine fremde, erhabener Welt; sie blieben mitten in Athen unter den athenischen Rednern und Philosophen.“ Diese treffende Bemerkung des größten aller Philosophen erweiterte alsdann Aristophanes böshaft dahin, daß er zwar von der Kunst, „schmuck—euripideisch (*κομψευριπιδικώς*, Ritter 18) zu reden,“ Gebrauch mache, aber seine Gedanken weniger aus dem täglichen Treiben des Marktes entnehme. — Auch Euripides entlehnt die Stoffe seiner Tragödien den mythischen Überlieferungen, aber ergriffen von der skeptischen Philosophie seiner Zeit, läßt er ihnen von ihrer inneren Wahrheit nur so viel als ihm gut scheint, als er gebrauchen kann, um ein Sittengemälde zu entwerfen, in das die Menschen und Leidenschaften seiner Zeit hineingezeichnet werden. So wird z. B. Helena, die uns bei Homer trotz ihrer Schwächen mit einer Würde und Anmut entgegentritt, daß selbst Priamus ihr liebevoll entgegenkommt, bei Euripides zu einem Weibe jeglicher Hoheit und alles sittlichen Haltes bar, eine Herabwürdigung allerdings, die den Dichter schon in seiner Tragödie Helena dazu bestimmte, die trojanische Helena als ein bloßes aus Luft gebildetes Trugbild darzustellen, während die wirkliche Trägerin dieses Namens durch Hermes aus Sparta nach Agypten in das Haus des Königs Proteus entrückt ward. Aeschylos hingegen empfängt gläubigen Herzens die Mythen als Manifestationen der erhabenen Tugungen der Gottheit. — Zwischen ihm und Euripides steht Sophokles nicht nur der Zeit, sondern seiner ganzen Gesinnung und Denkweise

nach. In wenigen aber scharfen Zügen zeichnet uns Otfried Müller sein Wesen. „Sophokles besaß, so sagt er, vollkommen die freie attische Bildung, welche auf vorurteilsfreier Beobachtung der menschlichen Dinge beruht; der Gedanke hat bei ihm alle Freiheit und Macht sich die Dinge zurechtzustellen. Aber dabei erkennt Sophokles überall ein Unverrückbares, Unantastbares, das im tieferen Bewußtsein wurzelt und das in den Strudel der Reflexion hinein-zuziehen eine innere Stimme warnt. Er ist unter allen Griechen am meisten fromm und aufgeklärt zugleich und findet in den mythischen Überlieferungen die tiefsten Aufschlüsse über das menschliche Dasein. In der Behandlung der positiven Gegenstände seiner Volksreligion hat er die rechte Mitte gefunden von abergläubischem Festhalten an dem äußern Zuhörer und freigeistlicher Polemik gegen die Überlieferung; er weiß immer die Seite der Religion der Betrachtung zuzuwenden, welche auch einen denkenden und gebildeten Geist jener Zeit mit Andacht erfüllen konnte.“ — Aber auch darin steht Sophokles zwischen oder besser über den anderen Tragikern, daß er unter Wahrung der mythischen Überlieferung das Beste seiner Kunst an eine geradezu vollendete Charakteristik der Handelnden setzt. Nicht eine unerbittliche göttliche Macht zwingt wie bei Aeschylos den Menschen ihr Schicksal auf, sondern in folgerechter Entwicklung ihrer natürlichen Anlagen unter gegebenen Verhältnissen und in freier Selbstbestimmung schaffen sie es selbst. Unter allen Dichtern des Altertums hat Sophokles seinen ungetrübten Blick am tiefsten in die menschliche Seele gleiten lassen, und indem er Konflikte geschaffen zwischen der inneren Natur des menschlichen Geistes und den ewig gleichen Gesetzen, die dieser seinem Wesen nach anerkennen muß, hat er seinen Schöpfungen eine allgemein menschliche Bedeutung und eine zwingende Wahrheit gegeben, die jedem denkenden und empfindenden Menschen verständlich ist. —

Eine genauere Charakteristik der großen Tragiker zu geben, würde für den vorliegenden Zweck zu weit gehen; es muß diese flüchtige Skizze genügen, um sowohl die Gleichartigkeit ihrer sittlichen Ideen durch den nationalen Geist, mit dem sie alle genährt worden sind, als auch ihre Verschiedenartigkeit durch die Differenz der Zeit und der dichterischen Individualität zu begründen.

Die Beziehung auf die Tragiker hat uns für das zu behandelnde Thema auf eine Zeit von ungefähr hundert Jahren beschränkt, und auch der ihm gewährte Raum fordert eine Beschränkung des überreichen Stoffes auf einige sittliche Kreise, deren Wahl, an sich frei, doch wohl am besten durch das auch unserem Denken und Fühlen Nächstliegende und Wichtigste sich bestimmen läßt. Und was stände uns näher als die Familie, der Staat und Er, der über beiden waltet, Gott. Mag alsdann zum Schluß der Dichter Weisheit uns belehren über den Wert irdischer Güter, irdischen Glückes, deren richtige Schätzung ja auch von hoher sittlicher Bedeutung ist. — Schließlich sei bemerkt, daß die Übersetzung der angeführten Stellen zum Teil der „Weisheit der Tragiker“ von Karl Sylvio Köhler, Halle 1883, entnommen ist, einerseits um einen Uebersetzer für alle drei Tragiker zu haben, andererseits weil grade er bemüht gewesen ist den aus dem Ganzen entnommenen Sprüchen und Lehren eine auch so verständliche Form selbst unter Hintansetzung der poetischen Einkleidung zu geben. Ist dieselbe dagegen anderen Übersetzungen entlehnt, so wird durch einen hinzugefügten Buchstaben besonders auf sie hingewiesen und zwar durch Dr. auf Droysens Übersetzung des Aeschylos, durch D. auf die Donnersehe des Sophokles, durch M. oder F. auf die des Euripides von Windmütz — Binder

oder Frize. Auch konnten selbstverständlich nur diejenigen Stellen angezogen werden, die allgemeine Gültigkeit und nicht vielmehr nur für eine bestimmte einzelne Situation ihre Berechtigung haben. Ferner sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß derselbe Ausdruck verschiedenen Kreisen mitunter zugewiesen werden kann, somit was an der einen Stelle zu fehlen scheint, an einer anderen nicht minder passenden seine Berücksichtigung gefunden hat. —

## Gott.

Wenn im Folgenden von Gott und seinen Eigenschaften die Rede ist, so handelt es sich für den Zweck dieser Abhandlung nur um das absolut Göttliche, wie es als solches vorzugsweise in Zeus selbst sich zeigt, der nach des Dichters Ausdruck allein frei ist von den Göttern, der Unvergleichliche, der nur mit sich selbst verglichen werden kann.

„Zeus, wer Zeus auch immer möge sein, ist er dieses Namens froh,  
Will ich gern ihn nennen so;  
Ihm vergleichen kann ich nichts, wenn ich alles auch erwäg',  
Außer ihm selbst.“

Aesch. Ag. 154 (Dr.)

„Ein jedes Amt der Götter hat so Pflicht wie Lust  
Bis auf das Herrsein; frei ist niemand außer Zeus.“

Aesch. Prom. 49. (Dr.)

Eine Behandlung also der vielgestaltigen Götterwelt der Griechen und ihrer Ordnung gehört nicht hierher, und nur insoweit Zeus selbst hinwiederum in der Freiheit seines Handelns durch eine höhere göttliche Macht gehemmt ist, wird deren hier gedacht werden müssen. Eine solche aber ist die *'Aváγνη*. Ihr fügt sich nicht nur der Mensch, der sie ja als den Ausfluß göttlichen, unabänderlichen Willens sich gegenüber betrachten könnte, sondern auch Gott, mag er wie Prometheus einen tieferen Rang in der Götterordnung bekleiden, —

„Mein Verhängnis muß ich denn,  
So leicht ich kann, ertragen, wohl erkennend, daß  
Unüberwindlich der Notwendigkeit Gewalt.“

Aesch. Prom. 103 (Dr.)

oder mag er den ersten inne haben wie Zeus. So erkennt auch Athene mit eigenen Worten eine solche Macht an, nur daß die *'Aváγνη* durch τὸ Χρῆσθαι ersetzt wird.

„Das Verhängnis will es, unser Aller Herr.“

Eurip. Iph. i. Aul. 1456 (M.)

Und ist die *'Aváγνη* ein zu abstrakter Begriff, so sind es die Moiren, welche jene Macht ausüben und die *'Aváγνη* leiten. An dieser Leitung nehmen auch die Erinyen teil, die Schwestern jener, von den Erinyen selbst so genannt, sonst gewöhnlich als Rächerinnen der verletzten Pietätspflichten erscheinend.

„Ihr Schwestern,  
Urnachtfinder wie wir (Erinyen) Moiren,  
Ord nende Mächte der Welt.“

Aesch. Eum. 898 (Dr.)

„Wer aber führt das Steuer der Notwendigkeit? —  
Der Noiren Freiheit und die wachen Erinyen.  
Und also Zeus selbst ist der mindermächtige? —  
Dem ihm beschiednen Lose kann er nicht entfliehn.“

Aisch. Prom. 506 (Dr.)

Eingepflanzt aber in der Menschen Herz ist der Glaube an Gottes Dasein, seine  
Existenz also nicht nur äußerlich erkennbar durch seine Tugungen im Geschick der Menschen,  
der Verknüpfung von Schuld und Sühne, von frommem Wandel und wahrhaftem Glück, wie  
durch seine weise Ordnung in der Natur unserer Erde und im Weltenraume, sondern auch  
innerlich fühlbar einem jeden.

„Leichten Kaufs ist die Einsicht doch,  
Daf nie schwinde die Macht,  
Wer sie auch feien, der Himmlischen,  
An die seit alter Zeit  
Tief in das Gemüt der Glaube gepflanzt ist.“

Eurip. Hif. 893 (F.)

Gott allein ist ewig

„Gott altert nie, nur er lebt ewig,  
Doch alles andre wirft die Allbeherrscherin,  
Die Zeit, mit Allgewalt zusammen.“

Soph. Oidip. Kol. 607.

„In nie alternder Jugend wohnst du  
In Olympos lichten,  
Strahlendem Glanz, o König.“

Soph. Antig. 602.

und allmächtig.

„Gott, zu keines Dienst verpflichtet,  
Herrscht in Allmacht hoherhaben,  
Schaut zu niemand auf, der höher ist.  
Da steht sein Werk mit seinem Wort.  
Was er im Geiste webt, schon ist's vollbracht.“

Aisch. Hif. 595.

Seine Macht ist die höchste; sie bedarf niemandes

„Die höchste Macht ist Gottes Macht.“

Eurip. Alf. 219.

„Du Herr der Herren, Seligster du der Seligen,  
Aller Gewalt Gewaltigster, Zeus in den Himmeln droben.“

Aisch. Hif. 492 (Dr.)

„Wie mag Einer in frestem Stolze,  
Zeus, deine Gewalt bezwingen,  
Die nimmer der Schlaf bändigt, der ewig junge,  
Nimmer die raschen Göttermonden.“

Soph. Ant. 598 (D.)

„Gott, der alleinige und wahre Gott, bedarf nicht eines anderen.“

Eurip. Raf. Hert. 1345.

und macht das Unmögliche möglich.

„Vielsache Gestalt hat der Götter Geschick,  
Gar vieles verhängt unverhofft ihr Rat,  
Und was du gehofft, erfüllt sich nicht;  
Zum Unmöglichen findet ein Gott die Bahn.“

Eurip. Alf. 1159.

Deshalb duldet er auch nicht, daß ein weniger vollkommener Wesen ihm nachstrebt und in diesem Streben die ihm gezogenen Schranken durchbricht. Und wo das geschieht, wo Glück und Macht im Hause eines Sterblichen sich maßlos häufen, da regt sich der Neid der Götter und führt früher oder später das Verderben heran. (vgl. Schillers Ring des Polykrates.)

„Ahmend nicht die List  
Des fremden Mannes noch den Neid der Ewigen.“

Aisch. Pers. 309 (Dr.)

Den Stärksten bewältigt er,

„Der stärkste Mensch kann nicht entrinnen,  
Wenn ihn ein Gott in Fesseln schlägt.“

Soph. El. 696.

aber in dem Schwachen ist er mächtig,

„Durch Gott kann der auch, welcher nichts vermag,  
Teilhaft des Sieges werden.“

Sop. Mas 767.

zumal wenn dieser selbst sich müht.

„Bist du zur That entschlossen, dann  
Siegt Gottes Macht, vor anderem mächtig.“

Eurip. Iph. i. Taur. 910.

Ohne seine Hülfe vermag der Mensch nichts.

„Ohne dich, o Zeus, was mag der Mensch vollbringen.“

Aisch. Hif. 762 (Dr.)

Unabänderlich vollzieht sich sein Ratschluß,

„Zu dem, was Gottes Rat verwirft,  
Vermag kein Mensch ihn zu bestimmen.“

Soph. Ödip. Tyr. 280.

„Wer gegen Götterschickung anzukämpfen wagt,  
Der zeigt zwar Mut, doch thöricht solcher Mut;  
Denn was sein soll, kann niemals nicht sein sollen.“

Eurip. Raf. Herk. 309.

„Der Mensch ist thöricht, der den Fügungen,  
Die unabwendbar sind, entgegentritt.“

Eurip. Raf. Herk. 292.

„Wie er's gewollt, vollbracht er's.“

Aisch. Ag. 350 (Dr.)

denn Gott ist allwissend, und in der Kenntnis des Zukünftigen ward er gefaßt,

„Wer erfand den Namen (Helena) einst,  
Namen allbedeutungsvoll —

Wenn nicht Einer, den wir nicht sehn, vorausschauend, was die Schickung bringt,  
Zielgewiß die Zunge lenkt.“

Aisch. Ag. 639 (Dr.)

„Zu den Göttern laßt uns rufen, den Allwissenden.“

Aisch. Ch. 215 (Dr.)

daher er keinem Zufall unterworfen ist,

„Wohl kann nicht wahrer Gott der Zufall sein,  
Nicht Gottes Macht geringer als das Ungefähr.“

Eurip. Ryl. 606.

wie der Mensch oft wähnt.

„Was Gott ist, was Gott nicht ist und was Zufall ist,  
Wer ist der Sterbliche, der es ergründet,  
Ausdenkend Gottes Thun,  
Das bald sich hierhin, dorthin, bald  
Sich rückwärts wendet,  
Durch Verkettung ungeahnter Lose.“

Eurip. Hel. 1137.

In dieser festen Vorausbestimmung menschlichen Geschickes schafft sich denn auch der Schwache, Feige, seiner Selbstbestimmung uneingedenk, einen gewissen Trost, nehmlich den, daß nichts, was nicht ein Gott zuvor beschlossen, den Menschen treffen könne,

„Und bring' ich Schlimmes auch, ich sag' es doch.  
Denn an die Hoffnung klammr' ich unverrückt mich an,  
Daß nur mich treffen könne, was ein Gott verhängt.“

Soph. Ant. 234 (D.)

und, indem er noch einen Schritt weiter geht, findet er in ihr das beste Mittel, jede Schuld Gott selbst zuzumessen.

„Denn sage, wenn ein Götterspruch dem Vater einst  
Erscholl, er werde fallen durch des Sohnes Hand,  
Wie kannst du billig diese Schuld vorwerfen mir,  
Der noch des Lebens keine nicht vom Vater noch  
Der Mutter hatte, sondern ungeboren war?“

Soph. Oëip. Kol. 966 (D.)

„In solches Unheil aber stürzt' auch ich hinein  
Durch Götterleitung, und der Geist des Vaters selbst,  
Zum Lichte lehrend, widerspräche mir es nicht.“

Soph. Oëip. Kol. 994 (D.)

Niemand kann seinem Ratschluß vorgreifen, wohl aber ihn beschleunigen durch sein frevles Thun.

„Niemand vermag der Menschen Rat  
Des Höchsten Ratschluß vorzugreifen.“

Aisch. Prom. 550.

„Gott setzt, wie er will,  
Den Menschen ein Ziel.“

Eurip. Dr. 1545.

„Wehe! eilig kam Erfüllung aller Sprüche; meinem Sohn  
Schleuderte Zeus der Gottverheißung Ende zu! Wohl glaubt' ich einst,  
Fern in ferner Zeit vollenden würde sie der Götter Rat;  
Aber wer sie selbst sich zeitigt, dem gesellt sich schnell der Gott.“

Aisch. Pers. 668 (Dr.)

Wie Gott aber allwissend ist, so ist er auch allgegenwärtig, und nichts im Himmel und auf der Erde entgeht seinem Blick.

„Den Ausgang wolle mir einst,  
Allschauder Allvater,  
Gnadenreich gewähren.“

Aisch. Sit. 114 (Dr.)

„Noch lebt im Himmel Zeus,  
Der große, der alles sieht und ordnet.“

Soph. El. 169 (D.)

„Denn obwohl fern  
In dem Lichtäther der Gott weilt,  
Sein Gesicht schaut unser Thun.“

Eurip. Bacch. 392 (F.)

Gott ist ferner wahrhaftig und gut, und, was ihm Böses, Frevles zugeschrieben wird,  
wie z. B. das Verlangen nach Menschenopfern, ist That der Menschen selbst.

„Denn Lügen reden, das versteht Zeus heil'ger Mund  
Mit nichten; all sein Wort erfüllt er.“

Aesch. Prom. 1027 (Dr.)

„Es kann, ich zweifle nicht,  
Der hohen Himmelswesen keins ein schlechtes sein.“

Soph. i. T. 379 (M.)

Aber gerecht waltet seine Macht,

„Er wägt mit gleicher Wage ab der Bösen Schuld  
Und teilt den Frommen Segen zu.“

Aesch. Hik. 403. vgl. 437.

wie dem Themis und Dike seine Töchter genannt werden, und zwar letztere besonders als die  
ausgleichende Gerechtigkeit, welche bald belohnend bald strafend erscheint.

„Themis, du hehres Kind des schutzmächtigen Zeus.“

Aesch. Hik. 331 (Dr.) vgl. Eurip. Med. 208 (M.)

„Ja, wenn ihm Zeus jungfräulich Kind, wenn Dike ihm  
Gedank' und Thaten lenkte, dann vielleicht geschäh's.“

Aesch. Sieb. 630 (Dr.)

„Mit Hand angelegt hat in dem Kampf des Zeus  
Wahrhaftes Kind: Gerechtigkeit  
Rufen wir Menschen sie,  
Und nennen recht ihren Namen,  
Die mit Verberbens Zorn den Feind niederstürmt.“

Aesch. Ch. 921 (Dr.)

Gepaart jedoch mit jener strengen Gerechtigkeit, die, neben Zeus thronend, die ewig  
gütlichen Sittengesetze hütet (vgl. Soph. Oidip. Kol. 1373 D.), ist auch seine unendliche Güte,  
der wir alles zu verdanken haben, und seine Gnade, sein Erbarmen (*Aidōs*) mit dem, welcher  
gefehlt hat. Wie die Gerechtigkeit teilt auch dieses seinen Thron mit ihm.

„Sind wir im Glück, so hat's uns Gott geschenkt.“

Aesch. Sieb. 4.

„Geschenk von Gott ist Menschenglück.“

625.

„Doch auf Kronions Throne sitzt, ihm beigezelt,  
Für jeden Fehl die Gnade.“

Soph. Oid. Kol. 1258 (D.)

Gleich an dieser Stelle sei auf den Unterschied hingewiesen, den die Dichter zwischen  
göttlicher und menschlicher Satzung und demgemäß auch zwischen göttlicher und menschlicher  
Gerechtigkeit machen. Gesetze, aufgestellt von Menschen, sind veränderlich; denn sie sind ge-  
schaffen von einzelnen im Hinblick auf bestimmte Ziele und tragen daher auch den Charakter  
des Individuellen. Was nach menschlichem Gesetz hier Recht ist, wird anderswo vielleicht mit  
Strafe geahndet. Der Götter ungeschriebenes Gesetz aber, jene *ἀρχαῖοι νόμοι, οὐρανίαν δὲ  
αἰθέρα τεκνωθέντες*, (Oidip. Tyr. 848, Kol. 1373 D.) sind unabänderlich und ewig; sie  
gelten überall und ihnen muß menschliche Satzung sich beugen.

2\*

„Auch nicht so mächtig achtet' ich, was du befehlest,  
Daß dir der Götter ungeschriebnes ewiges  
Gesetz sich beugen müßte, dir dem Sterblichen.  
Denn heute nicht und gestern erst, nein, alle Zeit  
Lebt dieses, niemand weiß, von wannen es erschien.“

Soph. Ant. 451.

Da alles nun aus Gottes Hand kommt, Freud' und Leid,  
„Alles kommt aus Gottes Hand.“

Eurip. Hel. 663.

„Drum sag' ich, daß, wie dieses, so auch alles sonst  
Der Götter Rat stets wirke für die Sterblichen.“

Soph. Nias 991 (D.)

„Ach weh, ach Zeus, durch deinen Rat,  
Der alles fügt, der alles schafft;  
Denn was geschäh' den Menschen ohne dich, Zeus?  
Was nicht wäre der Götter Schickung?“

Aisch. Ag. 1398 (Dr.)

muß der Mensch sich in seinen Willen nicht nur geduldig fügen,

„In den Wechsel des Schicksals mußt fügen du dich!  
Wie die Wogen dich treiben, wie Gott dich führt,  
Schiffe hin und lehre das Steuer nicht  
Dem Strom und der Fügung entgegen.“

Eurip. Tro. 101.

„Nicht tadeln soll man das, was Gott  
Durch seinen Willen selbst vollbringt.“

Soph. Trach. 250.

sondern ihn auch Lobpreisen um seiner Güte willen, derzufolge er Geist und Leib und die ganze Natur außer uns mit dem Füllhorn seiner Gaben überschüttet hat.

„Gott Lob, der aus chaotischer  
Verwirrung uns, von Tieres Wildheit uns befreit,  
Den Geist uns eingehaucht hat und uns gab  
Die Sprache, der Gedanken Kunderin,  
Damit dadurch der Mensch der Menschen Laut verstehe.  
Der Erde Frucht zur Nahrung und des Himmels Tau  
Gab er zur Labfal, Erdenfaat zu nähren,  
Und zu erquiden unsern Leib. Auch gegen Winterfrost  
Schirmt er uns und vor Sonnenglut,  
Führt über's Meer uns, einzutauschen  
Mit andern Völkern, was der Heimat fehlt.  
Was niemand deuten kann und weiß, giebt an  
Der Flamme Leuchtfrast und der Eingeweide Opfer  
Und Vogelflug, wie ihn die Seher deuten.“

Eurip. Hif. 201.

Besonnenheit und frommer Wandel nach den göttlichen ungeschriebenen Satzungen, die den Menschen eingeboren sind — *θεοῦ δέσεισθαι, γυνείας δεραπέυειν, πρεσβυτέρους αλδεῖσθαι* — ist das Höchste, was der Mensch sich erbitten kann, denn sie machen uns Gott zum Freunde und schaffen uns das wahre Glück.

„Doch frommen Häusern erblüht  
Ein Kindersegen des Glücks.“

Aisch. Ag. 692 (Dr.)

„Doch Dikes Huld strahlt in rauchgeschwärzter Lehmhütte auch,  
Denn sie ehret frommen Wandel hoch.“

Äsch. Ag. 702 (Dr.)

„Hab' Alle lieber als die Götter dir zu Feind.“

875 (Dr.)

„Denn welcher die Hand schuldrein sich bewahrt,  
Gramlos durchwalkt er sein Leben.“

Äsch. Ch. 300 (Dr.)

„Nur dem frommen Mann  
Sind hold die Götter und den Bösen hassen sie.“

Soph. Kias 132 (D.)

„Sei mir beschieden fromm zu wandeln,  
In Worten rein und rein im Handeln  
Nach den hochwaltenden Gesezen,  
Geschaffen in des Himmels Glanz  
Auf des Olympos Götterhöhe;  
Kein Sterblicher hat sie geschaffen,  
Hinfällig ist der Menschen Art,  
Nie ruhen läßt Vergessenheit die himmlischen Geseze,  
In welchen Gottes Stärke waltet und nie hinwegt.“

Soph. Od. Tyr. 863.

„Am erspriehlichsten ist, um glücklich zu sein,  
Der besonnene Sinn.“

Soph. Ant. 1347.

Für Menschen ist der edelste  
Gewinn die Vorsicht und ein klugbedachter Sinn.“

Soph. El. 993 (D.)

„Die Götter pflanzen weisen Sinn den Menschen ein,  
Von allen Gütern, welche sind, das trefflichste.“

Soph. Ant. 676 (D.)

„Wo sich stillweiser Sinn der Menschen fest  
Zum Göttlichen gewendet hat,  
Fliehet ohne Harm das Leben hin.“

Eurip. Bacch. 1002.

Den Umgang mit den Gottlosen meidet der Fromme, nicht nur weil ihm diese ver-  
haft sind, sondern auch weil die Gesellschaft der Frevler ihm selbst zum Verderben ge-  
reichen kann.

„In allem Thun ist aber schlimme Genossenschaft  
Das Schlimmste, freudlos einzusammeln ihre Frucht; —  
Denn auf des Frevels Feldern erntet man den Tod.  
Und wenn in ein Schiff steigt der gottesfürcht'ge Mann  
Mit wildem Schiffsvolk, mit Verworfenheit und Trug,  
So kommt er selbst um mit dem gottverfluchten Volk.“

Äsch. Sieb. 568 (Dr.)

Die Ehrfurcht gegen die Götter soll sich aber nicht nur auf die heimischen erstrecken,  
sondern allüberall, sogar in Feindesland, sollen die daselbst gefeierten Gottheiten geehrt werden.

„Und ehren jezt sie jenes Landes, jener Stadt,  
Der Besiegten Götter und der Götter Tempel, dann  
Bielleicht erliegt der Sieger nicht dem eignen Sieg.“

Äsch. Ag. 319 (Dr.)

Auch muß dieselbe ebenso wie der ihr entspringende fromme Wandel, wenn er den rechten Wert haben soll, nicht der Furcht vor Gott entstammen, sondern eine freie sittliche That sein.

„Wer zwanglos und aus freiem Willen straflos wandelt,  
Wird stets glücklich sein; er kann nie gänzlich in's  
Verderben stürzen.“ Aesch. Eum. 550.

Während nun der fromme und weise Sinn sich der Macht Gottes beugt und die Schranken menschlichen Könnens und Denkens anerkennt, strebt der dünnelhafteste, durch ausschweifende Hoffnungen verleitet, übermütig darüber hinaus.

„Hoffnung, die in der Irr' umherschweift,  
So Vielen ein süßes Labfal,  
Wird Vielen ein Trug flatternder eitler Wünsche.  
Dieser beschleicht sie  
Arglos, eh' sie den Fuß setzen auf glühend Feuer.“  
Soph. Antig. 609 (D.)

„Doch Menscheng Geist strebt über Gott hinaus,  
Der Übermut liegt in der Menschen Sinn,  
Sie glauben weiser gar zu sein als Gott.“ Eurip. Hik. 214.

„O Gott, was dünkt der arme Mensch sich klug,  
Hängt doch von deinem Willen unser Wollen ab!“ 734.

„Nimmer von menschlicher Klugheit  
Wird Zeus Ordnung gebrochen.“ Aesch. Prom. 534.

Der Übermut aber zeitigt Frevel und Sünde, und ins Ungemeßene wächst der Sünden Zahl, die fortwuchernd einander erzeugen.

„Und Totenhügel werden den Nachgeborenen bis  
Ins dritte Glied noch stummberedete Mahner sein,  
Daß nicht zu hoch sich heben soll des Menschen Stolz.  
Es setzt der Hochmut aufgebläht die Ahre an  
Der Schuld, die bald zu thränenreicher Ernte reift.“  
Aesch. Pers. 748 (Dr.)

„Dem sein Wohnhaus Götter erschütterten, niemals  
Läßt der Fluch ihn, fort von Geschlecht zu Geschlecht sich wälzend.“  
Soph. Ant. 581 (D.)

„O weh, wie weit doch wagt sich noch der Menscheng Geist?  
Wo findet Wagnis, wo die Dreistigkeit ein Ziel?  
Wenn diese fortwächst mit dem Menschenleben und  
Ein jeder Spätere den Früheren an Frevelmut  
Noch übertrifft, dann möchte Gottes Macht  
Doch eine Welt der jetzigen zufügen und  
Sie zu der Zufluchtsstätte für die Freveler machen.“ Eur. Hippol. 936.

„Die böse That zeugt wuchernd,  
Und erzeugt sich ein Geschlecht böser, dem Vater gleicher Thaten.“  
Aesch. Ag. 690 (Dr.)

„Wohl zeuget gern alte Schuld Frevelschuld fort und fort,  
Die empor in neuen Sünden blüht,  
Bis heut, bis morgen, wann die Stunde kommen ist,  
Den Fluch der Frucht wieder sie gebiert.“ 693 (Dr.)

Aber den Frevler, sei es in Worten, sei es in Thaten, sieht und hört Gott;

„Jrgend wer leugnet, daß die Götter  
Hinzusehen würdigen,  
Wenn auch ein Mensch Heiligstes  
Mit Füßen tritt; — gottlos Wort!“

Äsch. Ag. 379 (Dr.)

„Unerspäht den Göttern  
Bleibt nimmermehr, wer Blut vergoß.“

Äsch. Ag. 426 (Dr.)

er haßt und straft ihn,

„Der Frevler muß zur Zeit, am festgesetzten Tag  
Den Frevel büßen, den an Gott er hat verübt.“

Äsch. Sil. 732.

„Gott liebt Bescheidenheit und haßt die Frevler.“

Soph. Nias 133.

„Denn schwer haßt Zeus der vermessenen Jung'  
Hochfahrenden Stolz.“

Soph. Ant. 127.

„Denn ungeschlachte Leiber, übermütige,  
Stürzt eine Gottheit schwer hinab in Misgeschick,  
(So sprach der Weise,) wenn ein Mensch, in menschlicher  
Natur erschaffen, höher denkt, als Menschen ziemt.“

Soph. Nias 723 (D.)

indem er ihn dadurch, daß er ihm die Fähigkeit nimmt zwischen Gutem und Bösem zu unterscheiden, ahnungslos in sein Verderben fallen läßt.

„Ein gepries'ner Ausspruch  
Scholl von dem Munde der Weisheit:  
Es erscheine gut das Böse  
Dem, welchem ein Gott das Herz  
In das Verderben lenke;  
Nur flüchtige Zeit wandelt er frei von Leide.“

Soph. Ant. 614 (D.)

Nur folgt die Strafe der Frevelthat nicht sofort auf dem Fuße nach, sondern den Schuldigen hält die bethörende Aia hin bis zu dem Augenblick, wo das lauernde Verhängnis über ihn hereinbricht.

„Und hinhält Aia, die ihn bethört, den Schuldigen,  
Bis seine Seuch' in Blütenpracht.“

Äsch. Ch. 62 (Dr.)

„Das Gottverhängte harret längst.“

462 (Dr.)

„Stets langsam schreitet Gottes Ratshluß aber zielgewiß.“

Eurip. Ion. 1614.

„Spät, aber doch kommt sie heran, mit sicherem  
Schritt die Allmacht, züchtigend der Menschen  
Stolz, die wahnbethört vor Göttlichem nicht  
Chrfurcht zeigen, voller Verblendung im  
Übermut. Weise im Verborgenen gehen  
Gottes Wege lange Zeit, um den Frevler zu erfassen.“

Eur. Bacch. 882.

„Denn wem Trug sinnet die Gottheit (Ata), wo noch bleibt den Menschen da Rettung?  
Wer entrinnt ihr mit dem raschfliehenden Fuß glückenden Sprunges?“

Was hier die Ata thut, daß sie nämlich den Frevler bethört, um ihn desto sicherer seinem Verhängnis auszuliefern, dasselbe thut auch der Dämon. Allerdings sind die Dämonen zunächst nur Götter im allgemeinen, die sowohl einen segens- wie unheilvollen Einfluß auf das Leben der Menschen ausüben, nur dadurch öfter von den andern Göttern geschieden, daß sie einen geringeren Rang einnehmen, doch werden sie vorzugsweise dann genannt, wann der Mensch einem schweren Leid anheimfällt, das er verschuldet hat; und so enge mit dem Menschen verbunden werden sie gedacht, daß ein jeder von diesen seinen eigenen Dämon hat. (Nun hat alles dies dein böser Dämon und der meine mir entrickt. Soph. El. 1130 D.)

„O unentziehbar arger Dämon, allzuschwer  
Tratst du mit empörtem Fuß zu Boden Perſis Volk.“

Aesch. Pers. 463 (Dr.)

„Weh, gefeßt ein großer Dämon, der ihm allen Rat bethört.“

653 (Dr.)

„So grausam warf, so des Dämon Wut  
Sich auf Perſias Volk.“

816 (vgl. 826 Dr.)

Freilich ist der Schuldige geneigt, die Strafe nicht mit der eigenen Verschuldung zu begründen, sondern beide von einem Verhängnis, jener Moira herzuleiten, die frei über dem menschlichen Leben walte.

„Es ist die Moira, liebes Kind, all dessen Schuld!  
So hat die Moira auch verschuldet diesen Mord.“

Aesch. Ch. 899 (Dr.)

Diese Freiheit der Moira oder der Moiren jedoch, der uralten Göttinnen, wie sie dem jüngeren Göttergeschlecht gegenüber genannt werden, ist nicht etwa einer bloßen Willkür gleich zu achten, sondern auch sie wahren nur das Recht, göttliches und menschliches vermöge der ihnen von Gott verliehenen Macht

„Durch Gottes Macht erhielt in der Vorzeit die  
Moira ihre Herrschaft.“

Aesch. Pers. 102.

und können sich deshalb nicht mit den Göttern, insbesondere nicht mit Zeus in Widerspruch setzen. Und wo dasselbe schwer gebeugt ward, wo zumal eine Blutschuld zu sühnen ist, da senden sie die strafenden Erinyen, ihre Schwestern, Urnachtfinder wie sie selbst, die alles sehenden (Soph. Od. Kol. 42) hinter dem Frevler her.

„Zugesponnen hat uns (Erinyen) Moiras  
Zwingende Macht dies Amt für immerdar: Frevlern,  
Deren Haupt selbst sich gottlosen Blutgreuel auslud,  
Nachzuspähn, nachzuziehn,  
Bis sie birgt Grabes Nacht.“

Aesch. Eum. 340 (Dr.)

„Ihr Schwestern, Urnachtfinder wie wir, Moiren,  
Ordnende Mächte der Welt.“

Aesch. Eum. 898 (Dr.)

„Meines Amtes Satzung,  
Von Moira gottbeschieden mir.“

Aesch. Eum. 362 (Dr.)

Dem hingegen, welcher die Hand schuldrein sich bewahrt, (Aesch. Cum. 300 (Dr.)  
dürfen sich die Schrecklichen nicht nahen ebensowenig wie den Göttern selbst.

„Als ich geboren, ist dieser Beruf (Freveln nachzuspäh'n) mir geworden,  
Aber zugleich, den Sterblichen nicht zu nahen;  
Ihr Mafß teilen wir niemals.“

Aesch. Cum. 327 (Dr.)

Entweichen kann Gott und der von ihm verhängten Strafe niemand,

„Blickt um, nirgend gewahrt ihr den Sterblichen,  
Welcher dem Gotte, der  
Ihn führt, entinnen könnte.“

Soph. Ob. Kol. 246 (D.)

„Sie sehen, wo sich fromm bewährt ein Sterblicher,  
Sie sehn das Thun der Bösen, und für Freveler ja  
Gab's auf der weiten Erde kein Entrinnen noch.“

274 (D.)

und auch in den Tod folgt sie den Menschen, denn dort wie in des Äthers Höhen waltet  
ebenfalls ein Zeus, der Gericht hält über alle Schuld.

„Nimmer, selbst im Totenreich  
Nicht wird, der das that, seiner That Gericht entfliehn;  
Auch dort, so heißt es, richtet über alle Schuld  
Ein andrer Zeus der Toten einst ein jüngst Gericht.“

Aesch. Hik. 206.

„Vergeltung gilt im Jenseits gleicherweise wie  
Im Diesseits für die Menschen insgesamt.  
Der Geist der Toten zeigt nicht Leben mehr, doch hat  
Er Leben ewig, wenn in's ew'ge Ätherreich er einzieht.“

Eur. Hel. 1012.

Sa sogar den Toten selbst ist es nicht nur verstattet in der Unterwelt Vergeltung  
zu üben,

„Die ich umgebracht, ihr Schmähn  
Auf mich, es hört dort nimmer auf im Totenreich.“

Aesch. Cum. 97 (Dr.)

„Nein, ohne Seufzen, ohne Thränen richt' es aus,  
Bist du des Vaters ächter Sohn; sonst harr' ich dein  
Auch noch in Hades Hause stets mit schwerem Fluch.“

Soph. Trach. 1178 (D.)

sondern auch eine Mithilfe von dort für die auf der Oberwelt Befindlichen ist ihnen ermöglicht.

„Vater, der das dunkle Haus der Nacht bewohnt,  
Dein Sohn Orestes ruft dich, Beistand ihm zu sein.“

Eur. Dr. 1218 (F.)

„Beistand schickt mein Vater aus dem Grab.“

Aesch. Cum. 551 (Dr.)

„Nein ich in meinem Grabe dann, ich selber will  
Die Übertreter dieses meines heil'gen Schwurs  
Mit unentfliehbar schwerem Elend züchtigen.“

720 (Dr.)

„Und niederfallend fleh' ihn an vom Grabe her  
Guldreich ein Retter uns zu nah'n vor Feindesmacht.“

Soph. El. 445 (D.)

Dem von dem, was auf der Oberwelt geschieht, bringt auch in den Hades die Kunde und eine Bitte, insbesondere um Unterstützung der Lebenden gegen Vergewaltigung, trägt dort hin die Phama.

„Die du das Grab hinunterbringst,  
Phama, den Jammerruf hinab  
Dröhne, des Atreus Söhnen dort  
Wehend die traurige Schmach des Hauses.“

Soph. El. 1044.

Der Schuld entsprechend bestimmt Dike, die ausgleichende Gerechtigkeit, die Buße;

„Für böses Wort sei böses Wort  
Vergeltung, so spricht Dike  
Laut, Schuld eintreibend.  
Mordthat soll der Tod vergelten,  
Leiden soll, wer Böses that. —  
So lauten die Sprüche der Alten.“

Aesch. Ch. 309.

„Wer fällt, fällt; wieder büßt der Mörder!  
Das aber doch währt, so lang' sich Zeus bewährt:  
Daß, wer gethan, leide; das ist Rechtens.“

Aesch. Ag. 1472 (Dr.)

sie verstattet keine Kränkung des Rechts

„Auf festem Grunde steht das Recht.“

Aesch. Ch. 692 (Dr.)

und hütet so das Wohl aller.

„Es frommt dem einzelnen und allen insgesamt,  
Wird Bösen böser, Guten guter Lohn zu teil.“

Eur. Hef. 902.

An den Gaben der Menschen freut sich zwar Gott (Eurip. Med. 964), aber nur „aus reines Mannes Hand empfängt Gott Opfer gern“ (Aesch. Hik. 363), so daß „vergeblich ist die Mühe, wollt' auch einer alles für eine Blutschuld opfern.“ (Aesch. Ch. 520). Sie ist unzuführbar.

„Und strömte aller Ströme Flut,  
Der Bluttthat Schuldmal von ihm wegzuspülen, her,  
Sie strömten immer doch umsonst!“

Aesch. Ch. 65 (Dr.)

Und wie die Opfer des Frevelers umsonst sind, so auch sein Flehen in der Todesnot, die auch den beten lehrt, der bisher an keinen Gott glaubte.

„Und wer zuvor  
An die ew'gen Götter nicht geglaubt, flehte jetzt  
In banger Andacht, betete Erd' und Himmel an.“

Aesch. Pers. 446 (Dr.)

„Wer tollkühn seinen Fuß zur Sünde lenkt und alles umstürzt ohne Fug und Recht gewaltiam, der muß mit der Zeit die Segel einzieh'n, wenn der Sturm die Segelstangen bricht. Er ruft, und niemand hört ihn in dem Wirbelssturm; Gott spottet ob des Mannes Unbesonnenheit, indem er sieht, wie er im ungeahnten Kampf aufhört zu prahlen und erschöpft den Hafen nicht erreicht. Nun endlich bricht das alte Glück zusammen, er scheitert an des Rechtes Klippen; niemand beweint ihn; niemand sieht ihn wieder.“

Aesch. Cum. 552.

Doch ist hiebei nicht zu vergessen, daß, wie bereits erwähnt, neben der Dike auch das Erbarmen den Thron mit Zeus teilt und so die Versündigung des Menschen durch rechtzeitige Erkenntnis und demütige Buße sich mindert. Es widerspräche dem Begriffe göttlicher Gerechtigkeit geradezu, wenn um desselben Fehls willen Gott mit gleicher Strafe züchtigte den reinigen Sünder und den, welcher trotzig in der Sünde verharret, obwohl er sie als eine solche erkannt.

„Denn Verfehlungen  
Sind zwar gemeinsam allen Erdgeborenen;  
Wer aber sich verfehlte, der ist nimmermehr  
Von Rat und Glück verlassen, wenn er nach dem Fall  
Ausgleicht das Übel, nicht verharret in seinem Sinn.  
Man zeih des Unverstandes nur den starren Troß.“

Soph. Ant. 997 (D.)

Gottes Willen zu erforschen ist schwierig,

„Ach der Gedanke des Zeus,  
Schwer ist der zu erfassen.“

Aesch. Hik. 73 (Dr.)

„Dunkel zieht sich dahin  
Der Pfad seiner Gedanken, schattenumhüllt,  
Zu erschauen unmöglich.“

Aesch. Hik. 80.

Die Göttersprüche oft dunkel und trügerisch

„Wenn den Göttersprüchen man  
Darf traun; denn nicht geschieht das eine, andres nicht.“

Aesch. Pers. 728 (Dr.)

und die Seherkunst ein nichtiges,

„Nichts ist es mit der Menschen Seherkunst.“

Soph. Od. Tyr. 709.

„Viel sehen kann der Mensch und viel erfahren! Kein Seher kann, eh' er sie kennt, zukünftige  
Geschicke deuten.“

Soph. Nias 1417.

oft dem Eigennutze dienendes Ding,

„Nach Ehre geizt in allem Zeichendeuterzunft,  
Unheil anrichtend, niemals Heil.“

Eurip. Iph. i. A. 520.

„Geizt doch der Seher ganzes Volk nach Golde nur.“

Soph. Ant. 1030 (D.)

das dem, der sie übt, nur selten Dank erwirbt.

„Wer Zeichendeuterzunft betreibt, der ist  
Ein Thor! Denn deutet schlimm die Zeichen er,  
Trifft ihn der Zorn der ihn Befragenden,  
Und spricht sein Mitleid falsche Deutung aus,  
Dann droht ihm Gottes Zorn.“

Eurip. Phön. 954.

Die beste Seherkunst ist kluger Sinn (Eurip. Hel. 757) und Gottes Freundschaft.

„Wer Gott zu seinem Freunde hat, der hat die beste Seherkunst für sich.“

Eurip. Hel. 759.

## Der Staat.

In der Erkenntnis eigener Unzulänglichkeit und dem Streben durch Verbindung mit anderen sich Schutz und Schirm gegen Angriff und Gefahr zu verschaffen ruht der Trieb jeglicher gesellschaftlichen Verbindung, insonderheit des Staates.

„Die Kleinen ohne die Großen sind nur eine geringe Burgwehr. Der Kleine hält's am besten mit dem Großen, der Große richtet durch den Kleineren sich auf.“

Soph. Nias 158.

Das festeste Band, das ihn innerlich zusammenhält und nach außen gegen andere Staaten sichert, ist die Gleichheit.

„Das Schönste ist der Gleichheit Huldigung!  
Sie bleibt das Band, was Freund mit Freund,  
Was Stadt mit Stadt verbindet, Allianzen knüpft.  
Die Gleichheit ist der Menschen Urgefeß.  
Drum liegt im Kampf stets mit dem Stärkeren  
Der Schwächere, mit dem der Tag des Haders graut.  
Dem nur die Gleichheit ist es, welche Maß, Gewicht  
Und Zahlenordnung schuf den Sterblichen.  
Der Nacht umflortes Augenlid, der Sonne Licht  
Durchwandelt gleichen Schritts den Jahreskreis,  
Und ihrer Feins ist neidisch auf das andere.“

Eur. Phön. 535.

Einer aber sei sein rechtmäßiges Haupt und regiere ihn,

„Trägt sich im Staat doch eines Herrschaft leichter als die, die Last und Bürgeraufruhr schafft.  
Selbst die Muse des Gefanges richtet Streit an unter zwei ihr Huldigenden. Wenn ein wilder  
Sturmeshauch die Schiffer facht, teilt sich die Meinung, wie das Schiff zu lenken. Schwächer ist  
die Klugheit vieler als Verstand des einen, der, wenn geringer auch, weiß durchzubringen;  
eine Macht im Hause wie im Staat regiere, wenn man Heil will finden.“

Eurip. Andr. 464.

in seinen Rechten geschützt auf jede Weise, denn von Gottes Gnaden ist der Herrscher,

„Des Klugheit überragt die Klugheit anderer  
Und Meinung, dem der hehere Herrscherstab  
Von Gott verliehen ist.“

Soph. Phil. 138.

sofern die Herrschaft rechtlich erworben ist und nicht gegen Gesetz und Recht fortgeführt wird,  
nur um ihrer selbst willen.

„Was rühmst du solchen Überschwangs die Herrschermacht,  
Straßloses Schalten ungerechter Vollgewalt,  
Und was so hoch erscheint es dir, bewundert rings  
Im Kreis von Gaffern dazusteh'n? Es ist ein Wahn!“

Eur. Phön. 548 (M.)

Doch

„Gewalt, und wenn sie noch so mächtig ist,  
Muß höherer Gewalt sich fügen.“

Soph. Nias 669.

„Ich irre, wenn mein Herrscherrecht mir heilig gilt? —  
Nicht heilig gilt dir's, wenn du Götterrecht verhöhnst.“

Soph. Ant. 738 (D.)

So stelle denn der Herrscher wie das Götterrecht und jene unwandelbaren, ewigen Sittengesetze so auch das Wohl des Staates einsichtig und weise über die eigenen Interessen; er diene ihm, anstatt ihn all seinen Wünschen willfährig machen zu wollen, maße sich nicht an seinen Willen als das allein geltende Recht hinzustellen, berate sich in allen wichtigen Angelegenheiten mit seinem Volke und sei gutem Räte zugänglich.

„Nichts ist dem Volk so feindlich als die Königsmacht;  
Denn dort besteht als Höchstes kein gemeinschaftlich  
Gesetz, es herrscht ein Mann nur, der das ganze Recht  
Allein sich anmaßt, und es gilt nicht Gleichheit mehr.“

Eurip. Hik. 432 (F.)

„Ich aber darf euch kein Versprechen geben, eh'  
Mit meinem Volk ich nicht zu Rat gegangen bin.“

Aesch. Hik. 339 (Dr.)

„Ich sagte sonst schon, ohne meiner Bürger Rat  
Thät' ich es niemals, dürft' ich auch.“

Aesch. Hik. 370 (Dr.)

„Wohl scheint der Mann, der sich als Lenker eines Staats  
Nicht selbst dem besten Rat verbindlich zeigt  
Und aus Verzagttheit sprachlos ist,  
Der schlechteste zu sein, so jetzt und einst.  
Und wem die Freundschaft höher als das Vaterland  
Gilt, den erachte ich für nichts.“

Soph. Ant. 178.

„Das ist ja kein Staat, welcher einem Mann gehört.“

731 (D.)

Dem auch von ihm gilt, was von dem Richter.

„Wer will ein Urteil sprechen und das Rechte finden,  
Bevor er beider Teile Rede hat geprüft?“

Eur. Her. 179.

„Zwei sind zu hören; einen Teil vernahm ich erst.“

Aesch. Cum. 384 (Dr.)

„Wer zu entscheiden hat, der sei gerecht.“

749.

Rechtes thun und Rechtes reden ist des Regenten Pflicht,

„Das Rechte reden muß der Mann, der wach für seines Volkes Wohl am Bord des Staats  
das Ruder lenkt, und nicht in Schlaf das Auge wiegen.“

Aesch. Sieb. 1.

nicht nur um seiner selbst, sondern auch um des Volkes willen, das mit Lob und Tadel sein Thun begleitet.

„Des Volkes Stimme, wahrlich groß ist ihr Gewicht.“

Aesch. Ag. 863 (Dr.)

Doch leite ihn dabei ein milder Sinn,

„Auf einen milden Herrscher schaut Gott gnädig.“

951.

zumal im Anfange seiner Regierung,

„Ein strenges Amt übt jeder neue Herrscher.“

Aesch. Prom. 35.

wie denn überhaupt die gegebene Macht der Bewahrung der Tugenden leicht verderblich wird.

„Nicht leicht ist Frömmigkeit bei Herrschermacht.“

Soph. Nias 1350.

Schlechte Regierung aber schädigt auch den guten Ruf des Staates, freilich ohne dessen Schuld.

„Ein Staat ist niemals schuld daran,  
Wenn ihn in schlechten Ruf ein schlechter Lenker bringt.“

Cur. Hif. 879.

Um dem Regenten einen ungetrübten Blick für das Wohl des Staates zu erhalten, muß er der Sorgen um das tägliche Leben enthoben sein, eine Forderung, die in beschränkterem Maße überhaupt für jeden zu stellen ist, der sich mit einer gewissen Freiheit dem Gemeinwohl widmen soll.

„Wer nur sein Brot mit Thränen aß,  
Vermag es nicht, und wäre kundig er, frei seinen Blick  
Zu richten auf's Gemeinwohl, da die eigne Not ihn drückt.“

Cur. Hif. 420.

Es bleiben ihm der anderen Sorgen noch genug, denn abgesehen davon, daß Neid und Nebenbuhlerschaft ihm überall Gefahren bereiten und den ruhigen Genuß seiner Machtstellung beeinträchtigen,

„O Reichthum, Herrschermacht, erfinderische Kunst,  
Die das durch Neid bewegte Leben lenkt!  
Welch Schelsuchtsauge richtet ihr auf euch!“

Soph. Öd. Tyr. 380.

„Das Königsherrschertum, das man irrtümlich preist,  
Ist äußerlich verlockend, doch an sich voll Dual.  
Wer will sich glücklich, wer sich selig preisen,  
Wenn er, in Furcht und Scheu die Blicke richtend  
Kingsum, sein Leben hinschleppt.“

Cur. Jon. 621.

„Des Staates Lenker und Großwürdenträger  
Sind ihren Nebenbuhlern bitterfeind.“

605.

Gefahren, die der Mann des Volkes nicht kennt,

„Der Mann ist zu beneiden, der sein Leben frei  
Von jeglicher Gefahr hinlebte, ungekannt, nicht sah  
Auf Ruhm. Nicht neidenswert sind hohe Ehrenämter.“

Cur. Jph. i. A. 17.

hat er die Sorgen aller, des ganzen Staates mitzutragen, während der einzelne Bürger nur für sich allein sorgt.

„Ihr leidet alle, doch wie sehr ihr leidet auch,  
Ist euer niemand, welcher litte so wie ich.  
Denn euer Leid ist eines, ist auf einen nur  
Beschränkt und keinen andern sonst; doch mein Gemüt  
Beklagt die Stadt der Väter, mich und dich zugleich.“

Soph. Öd. Tyr. 60 (D.)

Deshalb hat die Herrschaft für den Weisen keinen Reiz.

„Du sagst, der Thron sei lockend? Für den weisen Mann  
Mit nichten! Sinnverblendet ist der Sterbliche,  
Der nach dem Scepter trachtet mit Alleingewalt.“

Cur. Hip. 1013 (M.)

Aber auch die Gefahr schließt der Besitz der Macht ein, daß, wie bereits angedeutet, der Machthaber die durch die ewig und überall gleichermaßen gültigen Gesetze ihm gezogenen Schranken durchbricht, von Hoffart geleitet eine Gewaltherrschaft errichtet, die nur eigenem Interesse dient,

„Hoffart erzeugt Gewaltherrschaft.“

Soph. Od. Tyr. 873.

„Zwingherrschaft ist in viel und manchem schön,  
Weil sie kann thun und reden, was sie will!“

Soph. Ant. 506.

und von Leidenschaft getragen milderen Regungen und Einflüssen unzugänglich wird.

„Hochragend ist der Herrscher Stolz;  
Kaum je beherrscht, vielen gebietend,  
Ist schwer ihr Born zu besänftigen.“

Eur. Med. 120.

Auf sich selbst gestellt, in jedem einen Feind fürchtend, weist sie auch die Freunde von sich.

„Das ist die Krankheit der Gewaltherrschaft,  
Daß sie den Freunden nicht zu trauen wagt.“

Aesch. Prom. 224.

So kann sie ein schwereres Leid werden als der Tod,

„Der Tod ist milder als Tyrannendruck.“

Aesch. Ag. 1365.

denn nicht nur richtet sie das Wohl des Volkes zu Grunde,

„Dem Volkswohl ist nichts schädlicher als Willkürherrschaft, die,  
Und darin gipfelt sie, gemeinsamen Gesetzeschutz  
Nicht zuläßt und Gesetzesmacht allein  
An sich will reißen, wo kein Bürger gleich dem andern ist.“

Eur. Hif. 429.

sondern sie gräbt sich auch selbst in ihrer Verblendung ihr Grab.

„Hoffart erzeugt Gewaltherrschaft. Hoffart, wenn übermäßig sie sich bläht mit dem, was nicht dem Recht gemäß und unheilvoll ist, steigt in ihrem Taumel hoch, bis elend sie hinabstürzt in Verblendung, wo ihr der Fuß den Dienst versagt.“

Soph. Od. Tyr. 873.

Wie nun der Regierende seine Rechte und Pflichten hat, so nicht minder der Regierte. Durch Gesetze geschützt, darf er gleiches Recht für alle fordern.

„Wo geschriebene Gesetze gelten, gilt  
Vor ihnen, arm und reich, als gleich ein jeder, und  
Es darf sein Recht vertreten der Geringe gegen Hohe.“

Eur. Hif. 433.

Für diesen Schutz aber, den der Regierende und die Gesetze den Unterthanen gewähren, sind diese hinwiderum ihnen zu Gehorsam verpflichtet und gehalten, in ehrfurchtsvoller Scheu zu verehren und zu wahren, was der Staat Heiliges besitzt; denn darin ruht das sicherste Pfand für sein Gedeihen.

„Mehr als Turm und Burgwall schützt des Altars feste Burg.“

Aesch. Hif. 164 (Dr.)

„Es ist Gehorsam alles glückerrettenden Erfolges Vater.“

Aesch. Sieb. 207 (Dr.)

„Doch wer gewaltsam übertritt Gesetz und Recht,  
Wer denen, die gebieten, vorzuschreiben denkt,  
Den acht' ich keines Lobes wert aus meinem Mund.  
Nein, wen das Volk einsetzte, dem gehorche man  
In Kleinem und Gerechtem und im Gegenteil.“

Soph. Ant. 661. (D.)

„Ein braver Mann soll seiner Obrigkeit gehorchen.“

Soph. Nias 1352.

„Das Wohl der Stadt steht unter dessen Schutz,  
Der die Gesetze wohl zu wahren weiß.“

Cur. Hif. 312.

„Und nicht entfernt euch alles Furchterweckende;  
Denn welcher Mensch bleibt, wenn er nichts mehr scheut, gerecht?  
Wenn solcher Ehrfurcht frommen Sinn ihr redlich hegt,  
Ein rechtes Bollwerk für das Land, ein Heil des Staats, — habt dann ihr.“

Aesch. Cum. 667 (Dr.)

„Doch wer vermess'n den Gesetzen will Gewalt  
Anthun und meistern möchte seine Obrigkeit,  
Ein solcher kann sich Lobes nicht erfreuen.  
Gehorchen soll man dem, den sich das Volk erwählt,  
Im Kleinen auch, ob's Recht er will, ob nicht.“

Soph. Ant. 661.

Wo dieser Gehorsam fehlt, statt der Zucht die Zuchtlosigkeit herrscht, eilt der Staat  
und mit ihm der einzelne dem Verderben zu.

„Der Abel größtes ist Zuchtlosigkeit;  
Sie stürzt die Staaten, stellt verödet hin  
Die Häuser, reißt entzwei im Kampf  
Des Krieges Heere. Doch, wo Ordnung herrscht,  
Da ist Gehorsam Heil für viele.“

Soph. Ant. 672.

„Ein schlechter Mann, wenn er als Mann des Volks dem Vorgesetzten zu gehorchen nicht für  
billig hält. Wer Scheu und Scham zugleich besitzt, für dessen Wohlergehen kann man bürgen.  
Wo aber nach Belieben jeder unrecht thut, wird wohl das Staatswohl mit der Zeit nach gutem  
Fahrwind in den Abgrund segeln.“

Soph. Nias 1071.

Daher auch ist jene Furcht, die den Gehorsam im Gefolge hat, durchaus nicht  
tadelnswert, sondern nur zu wünschen für einen so für alle.

„Wohl den Menschen alle Zeit dient zu ihrem Heil die Furcht,  
Und ein Herzenshüter muß  
Bleiben stets; Zucht in Thränen lernen frommt.  
Wer, in dessen Seele nicht  
Weilt und wirket rechte Furcht,  
Sei's ein Mensch, ein Volk, ein Staat, scheut aus eignem Trieb das Recht?“

Aesch. Cum. 479 (Dr.)

Es ist also um des Gedeihens des Staates willen nicht nur ein Recht, sondern auch  
eine unabweisliche Pflicht der Regierenden, die Gesetzesübertretungen zu ahnden und, wo es  
nötig ist, durch die härteste Strafe, die es geben kann, durch Entfernung aus dem Staate,  
den einzelnen unschädlich zu machen. Doch soll nicht der blinde Gehorsam allein das Band

sein, das Fürst und Volk verknüpft. Ehrfurcht, selbst dann noch dem fürstlichen Hause erwiesen, wenn der Thron verwaist ist, und Liebe, die Freud und Leid mit ihm teilt, sollen nicht minder sie mit einander verknüpfen.

„Gebührend ist's, auch dann die Königin zu ehren, wenn verwaist der Thron des Königs ist.“  
Aisch. Ag. 259.

„Nicht alle sind so treu dem König zugethan,  
Daß sie ihm treu im Unglück auch zur Seite stehen.“

Eur. Alf. 210.

Welche Regierungsform die beste ist, diese Frage kann füglich unerörtert bleiben, weil die Monarchie durch die geschichtlichen Verhältnisse, auf denen unsere Tragödien ruhen, als die einzig zu Recht bestehende Form der Regierung ausgeprägt worden ist. Und selbst dort, wo das Königtum herabgesetzt wird, wie in des Euripides Hiketiden 432—434, geschieht das nur in gesessentlicher Verherrlichung der gegenwärtigen athenischen Volksherrschaft, deren Begründung in möglichst ferne Zeit hinaufgerückt wird, um sie als desto ehrwürdiger und berechtigter erscheinen zu lassen. Nimmt es sich doch auch gar zu sonderbar aus, wenn die Verherrlichung der Demokratie, wo arm und reich gleiche Rechte, und geschriebene Gesetze für alle die gleiche Verbindlichkeit haben, aus dem Munde eines Königs kommt.

„Hier suchst du einen König; aber nicht gelenkt  
Von einem Manne, nein, ein freies ist das Land.  
Das Volk ist Herrscher, abgelöst nach seinem Teil  
Von Jahr zu Jahre; und es giebt nicht Reichen blos  
Die Bürden, nein, der Arme selbst hat gleiches Recht.“

Eur. Hif. 407.

Fragt man dagegen, welcher Staat durch die Zusammensetzung seiner Elemente die sicherste Bürgschaft für Gesetzmäßigkeit und Ordnung bietet, so ist es derjenige, der neben Armen und Reichen einen Mittelstand besitzt.

„Drei Bürgerklassen giebt es: Was die Reichen anbetrifft,  
Sie nützen niemand, trachten nur für sich nach mehr.  
Die Armen, die des Lebensunterhalts ermangeln,  
Sind ungestüm und richten, schändem Reiche zugewandt,  
Auf die Begüterten der Schelmsucht Pfeile,  
Getaucht in Zungengift anlodender Verleiter.  
Der Mittelstand nur ist der wahre Bürgerstand,  
Für Zucht und Ordnung wachend, die das Volk gebot.“

Eur. Hif. 238.

Gewaltherrschaft zu üben ist aber nicht nur der eine in stande, der, an der Spitze des Staates stehend, seinen Interessen allein dienstbar, sich über die Gesetze stellt, sondern auch das Volk selbst.

„Furchtbar ist des Pöbels Masse.“

Eur. Iph. i. A. 1357.

„Furchtbar ist der Pöbel, wenn er schlimme Führer hat;  
Hat gute Führer er, führt er auch Gutes aus.“

Eur. Dr. 772.

Leicht erregbar und vorurteilsvoll, pflegt es grade denen Gehör zu schenken, die ihm zum Schaden raten.

„Wer schöne Worte machen kann und Böses denkt,  
Gewinnt die Menge bald, zum Schicksal des Gemeinwohls.  
Doch wer verständig stets auf guten Rat nur sinnt,  
Nützt, wenn nicht gleich, in Zukunft doch  
Dem Staate. Hierauf muß man achten bei der Wahl  
Des Führers. Denn die Menge fällt sogleich dem bei,  
Der gut zu reden weiß und hohe Ämter hat.“

Eur. Dr. 907.

„Ein Kluger hält von Überklugen fern das Herz.  
Der Pöbel wählt das Schlechtere  
Und führt es aus.“

Eur. Bacch. 427.

Gut reden nämlich vor dem Volke und dasselbe bestimmen ist nicht gar schwer, denn vor seinesgleichen zu sprechen nimmt die Befangenheit, ein wesentliches Hindernis für den öffentlichen Redner,

„Wer vor Gebildeten nicht Redefuß besitzt,  
Dem flieht die Rede vor der Menge manchmal besser.“

Eur. Hip. 988.

Zuversichtlichkeit aber, die Kühnheit der Rede verdecken den Mangel an Geist.

„Wer kühn, verwegen weiß zu reden, kann,  
Wenn ihm der Geist fehlt, für das Volk verderblich sein.“

Eur. Bacch. 270.

So ist die Menge, fortgerissen von schlechten Führern und der eigenen blinden Leidenschaft, schwer zu regieren und, erst wenn sie ausgetobt, der Vernunft wieder zugänglich. Hat sie aber in ihrer Verblendung Unheil über sich gebracht, so ist sie geneigt die Regierung dafür verantwortlich zu machen, wie sie auch, demselben entronnen, in die alten Fehler zurücksinkt, anstatt sich von einem besseren Geiste beherrschen zu lassen.

„Denn wenn das Volk, in Zorn geraten, wild erbraust,  
Wird gleich dem unzähmbaren Feuer es gedämpft;  
Doch wenn, in Ruhe, selbst man dem erregten Sinn  
Nachgiebig ausweicht und die rechte Zeit ergreift,  
Dann kühlt sich wohl das Zürnen, und entfloß die Wut,  
So wird gar leicht von ihm erlangt, so viel man will.  
Es hegt Erbarmen, doch es hegt auch wilden Zorn:  
Für den, der abpaßt, ein gar köstlich Eigentum.“

Eur. Dr. 683 (F.)

„Das Volk wälzt leicht die Schuld auf die Regierung.“

Äsch. Sil. 485.

„Doch wenn es wohl ausgehet, ist's des Gottes Werk,  
Doch käme, — nie gescheh' es — Unglück über uns,  
Den Cteokles einzig pries' in allen Gassen dann  
Der üble Hymnus tosewilden Drohgeschrei's  
Und Jammerrufens.“

Äsch. Sieb. 4 (Dr.)

„Hartherzig zeigt das Volk sich, wenn's der Not entkam.“

1044.

Sucht man also die eigentliche Ursache, aus der alles Unglück für den Staat fließt, so ist sie lediglich im Egoismus der Regierenden oder der Regierten zu suchen, der vergift,

daß die Gesamtheit höher steht als der einzelne und nur dann, wenn dieser nach seinem besten Können und Wissen opferbereit dem Ganzen mit Rat und That dient, eine gedeihliche, alle beglückende staatliche Entwicklung möglich ist.

„Das ist die Freiheit, wo es heißt: Wer will der Stadt  
Heilsamen Rat erteilen offenkundig?  
In Ehren steht, wer es begehrt; wer aber nicht, —  
Der schweigt.“

Curip. Hif. 441.

„Tausche man Freuden um Freuden,  
Eins in der Liebe zum Ganzen,  
Auch im Hassen eines Sinns;  
Das heißt vielen Gram der Sterblichen.“

Äsch. Cum. 944.

„Wenn jeder, jenachdem er selbst empfing,  
Auf Vaterland's Altar sein Scherflein legte,  
Dann wären weniger mit Übeln heimgesucht  
Die Staaten; sie erfreuten steten Glückes sich.“

Cur. Rhön. 1015.

## Die Familie.

Die Ehe ist auch bei den Griechen ein heiliger, vom Schicksal bestimmter, durch das Recht geschützter Bund,

„Geint vom Schicksal ist des Mann- und Weibes Bund, —  
Gerecht bewahret, höheren Rechts denn selbst der Eid.“

Äsch. Cum. 207.

und zwar ist die Monogamie die einzig zu Recht bestehende Verbindung, wie das die hohe Ausbildung der sittlichen Ordnungen der Griechen erwarten läßt.

„Schlimm, wenn ein Mann zwei Frauen hat.“

Cur. Andr. 909.

„Nimmer beglückt preiß' ich den Mann als zweier Frauen Genos,  
Auch zweier Mütter Kinder nicht,  
Das zeugt nur Zwietracht, feindlich Weh' den Häusern.  
Eine Liebe, der sein Herz sich weihet,  
Mag, stets unteilbar, meinem Gatten g'nug sein!“

Cur. Andr. 463 (F.)

Ein gradezu seliges Leben führt der, welcher die Rechte für diesen Bund gefunden.

„Wem schön erblüht der Ehe Glück,  
Der hat ein selig Leben; wem's nicht ward zu teil,  
Der ist unglücklich, innerlich und außen.“

Cur. Dr. 602.

Deshalb auch kein schwererer Verlust für den Gatten als der Tod einer treuen Lebensgefährtin, — ein Verlust, dem Euripides in der Rede des Admetos (Alkestis 337—377) eine Sprache leiht, wie sie rührender und ergreifender eines andern Dichters Geist nicht erfinden könnte —

„Welch' Unglück könnte größer sein für einen Mann  
Als treuer Gattin Tod?“

Cur. Alt. 879.

kein süßeres Glück für die Frau als die Wiedervereinigung mit dem Gatten nach langer  
Trennung.

„Was gab' es auch  
Für eine Gattin süßeres, als den Tag zu schauen,  
Wo ihrem Mann, der glücklich heimkehrt aus dem Feld,  
Das Thor sich aufthut.“

Afch. Ag. 559 (Dr.)

„Schon daß die Gattin, so von ihrem Mann getrennt,  
Einsam daheim sitzt, das ist unaussprechlich hart.“

788.

Mag nun für die richtige Wahl einer Gattin der Zufall nicht ohne Bedeutung sein,

„Die Ehe schließt das Glück! Ein selig' Liebelos  
Fällt dem und dem ein trübes zu.“

Cur. Cl. 1000.

so ist das eheliche Glück doch nicht Sache des bloßen Ungefährs. Vielmehr läßt sich durch  
Erfüllung gewisser Bedingungen die Schwierigkeit der richtigen Wahl — daß sie das ist, läßt  
sich allerdings nicht leugnen —

„Das größte Wagnis ist für's Frauenherz die Frage,  
Ob hieder ist der Gatte oder nicht. — Schmachvoll,  
Vom Mann sich scheiden lassen und ihn zu verschmähen.“

Cur. Med. 235.

mindern. So ist das erste, selbstverständliche Erfordernis einer glücklichen Ehe, daß keine  
Nahrungsforgen dieselbe trüben.

„In seinem Hause soll ein kluger Mann sein braves Weib  
Ernähren können, sonst vermähle er sich nicht.“

Cur. Jph. i. A. 749.

Bei der richtigen Schätzung jenes Erfordernisses kann es daher niemandem verdacht  
werden, daß er gelegentlich der Eingehung einer Ehe auf ein entsprechendes Heiratsgut sieht,  
falls seine eigenen Verhältnisse ihn einer solchen Rücksichtnahme nicht entheben. Doch darf  
dasselbe nur eine erwünschte Zugabe sein, nicht etwa ein Ersatz für die sonstigen Vorzüge und  
Tugenden, die von der Gattin als Bürgschaft ehelichen Glückes zu fordern sind.

„Es wähle sich aus edlem Hause stets der Mann das Weib und Edlen geh' er seine Töchter.  
Nicht zeige Lust er nach gemeinem Weibe, brächt' sie auch viel Vermögen ihm ins Haus, denn  
Glück bleibt stets nur Gottes Gabe.“

Cur. Andr. 1279.

„Wer auf Mitgift, hohen Stand bedacht, die freit,  
Die nicht mehr unbescholten, ist ein Thor. Viel besser ist  
Die anspruchslose, brave Frau als die, die hoch hinaus will.“

Cur. Cl. 1097.

„Für Kinder gilt als schöneres Erbteil nichts  
Als edlen, braven Vaters Kind zu sein,  
Zu werben um ein edles Weib.“

Cur. Herakl. 297.

Auch soll jenes Heiratsgut eben nur ein den Verhältnissen des Mannes entsprechendes sein, da zu große Ungleichheit des Besitzes ebenjosehr wie die des Standes die Harmonie erschwert.

„Am besten ist es, sich aus gleichem Stande zu vermählen.  
Den Ehestand, der sich mit Reichtum brüstet  
Und hoher Abkunft stolz sich bläht, soll der,  
Wer arm ist, nicht begehren wollen.“

Afch. Prom. 890.

„Ich lobe mir den Ehebund aus gleichem Stande.“

901.

Ist nun aber schon ein richtiges Verhältnis von Stand und Vermögen, rein äußerlicher Dinge, Bedingung für eine glückliche Ehe, so ist dasjenige der Charaktere von Mann und Weib eine Forderung, ohne deren Erfüllung ein eheliches Glück undenkbar ist. Es soll damit nicht gesagt sein, daß die Charaktere einander gleichartig sein müssen — zumal solche einander mehr abzustößen als anzuziehen pflegen — sondern nur eine solche Beschaffenheit derselben wird gefordert, daß ihre Ausgleichung und damit eine Harmonie des ehelichen Lebens möglich wird, die allein das wahre, das höchste Eheglück schafft und erhält.

„Das Glück des einen ist auch das Glück des andern.  
Wie sollte nicht aus meines Herzens Fülle mich  
Die Kunde hier vom Glücke meines Gatten freu'n?  
Zur Freude zwingt mich's, darf ich ihn im Glücke seh'n.“

Soph. Teach. 287 (D.)

„Nicht meiner Zauber wegen hast dich dein Gemahl,  
Nein, weil du grade nicht mit ihm zu leben weißt;  
Denn das ist auch ein Zauber. — Nicht die Schönheit, Frau,  
Der inn're Vorzug ist es, der den Mann ergötzt.“

Eur. Andr. 205 (F.)

„Darauf beruht das höchste Eheglück,  
Daß Frau und Mann ein Herz und eine Seele sind.“

Eur. Med. 14.

Von gleicher oder noch höherer Bedeutung für dasselbe ist es, daß die Frau dem Manne willig, ohne Zwang folgt und durch eine aufrichtige Liebe mit ihm verbunden ist. Ob diese eine Wirkung jener Charakterübereinstimmung ist, oder ob sie unvermittelt, plötzlich eintritt und vielmehr eine Ursache der letzteren wird, das magfüglich dahingestellt bleiben. Fehlen darf sie nicht. Wo das geschieht, oder wo dieselbe gar in Haß sich verwandelt, ist der Tod einem solchen Leben vorzuziehen.

„Wenn erst verhaßt der Gatte wird der eignen Gattin, dann  
Ist's Leben ihr verhaßt, da ist der Tod das Beste.“

Eur. Hel. 296.

Ohne jene Freiheit in der Wahl des Gatten ist es gradezu undenkbar, daß die Frau ihre oft schweren Pflichten zu erfüllen imstande sein könnte; wenigstens wäre es eine ungeredete Forderung, Entfagung und Opfervilligkeit, ohne welche, und zwar beiderseits, eine so innige Verbindung wie die Ehe nicht bestehen kann, von derjenigen zu fordern, die wie eine willenlose Slavinn dazu verdammt wird, die schweren Fesseln einer rücksichtslosen Gewalt-herrschaft zu tragen. Das erste, das der Mensch im Menschen zu achten hat, ist seine per-

fönliche Freiheit, und auch in dem Weibe will diese geachtet sein. Wer sie verlegt, den trifft harte Strafe, nicht nur im Leben, sondern auch im Tode.

„Wie wäre rein, wer eine Sträubende vom Vater, der sich sträubt, begehrt zu freien? Selbst im Hades nicht entrimt der Strafe der Verblendung, der dies that.“

Aesch. Sit. 227.

Schon die Natur hat für ein glückliches Zusammenleben von Mann und Weib die Grundbedingungen geschaffen, indem sie deren Charaktere so bildete, daß sie einander ergänzen. Ein männlicher Sinn im Weibe, ein weiblicher oder gar weibischer im Manne sind Verkehrtheiten, die zum Unfrieden führen müssen. So gebührt dem Manne nach seiner Eigenart als dem Stärkeren und auch geistig Bevorzugten die Herrschaft im Hause, das er nach außen zu vertreten, gegen Eingriffe ebendaher zu schützen berufen und berechtigt ist, und welches durch seine Gegenwart erst den rechten Glanz und den rechten Wert empfängt.

„Keiner scheut der Güter Fülle, wenn ein Mann sie nicht vertritt.

Wohl genug ist uns des Reichthums, doch mich bangt's um unser Aug';

Ja, des Hauses Auge heißt mir seines Herrn Gegenwart.“

Aesch. Pers. 118 (Dr.)

Ein umgekehrtes Verhältnis ladet Schande auf ihn, und grade diejenigen, welche durch eine vornehme Heirat ihren Wert zu erhöhen gedachten, fallen ihr zumeist anheim, da mit dem höheren Range der Frau dem Manne gegenüber sich auch das Verlangen nach höheren Rechten ganz von selbst geltend macht.

„Es ist nicht schön, wenn in dem Haus die Frau  
Und nicht der Mann das Wort führt. Auch die Kinder, die  
Nicht ihres Vaters Namen, sondern den  
Der Mutter führen in der Stadt, sind nicht geachtet.  
Wo vornehmer ist und mächtiger die Frau,  
Da gilt der Mann als nichts, die Frau nur gilt.“

Eur. El. 932.

„Der Troß der Frau, hat sie die Oberhand, ist unerträglich.“

Aesch. Sieb. 189.

Wenn aber der Mann seine wesentliche Thätigkeit außerhalb des Hauses hat (vergl. Schiller: Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben), so beschränkt sich die der Frau auf den häuslichen Kreis, und die schönen Worte unseres großen Dichters:

Und drinnen waltet  
Die züchtige Hausfrau,  
Die Mutter der Kinder,  
Und herrschet weise  
Im häuslichen Kreise —

sie drücken dasselbe aus, was die Worte des Aeschylos. Ag. 562 (Dr.)

„Also sprich zu meinem Herrn:

Zu kommen mög' er eilen, vielersehnt der Stadt;

Sein treues Weib im Hause find' er heimgekehrt,

Wie er's verlassen, als des Hauses Wächterin,

Ihm edlen Sinnes, allen Bösegefinnten feind,

In allem andern noch sich gleich, von ihrer Hand

Kein Siegel drinnen während all der Zeit verlegt.“

Sieb. g. Th. 182 (Dr.):

„Es liegt dem Mann ob, nicht des Weibes leerem Rat,  
Was draußen vorgeht; schade sie nur drinnen nicht.“

und 213:

„Zukunft's den Männern, heil'ges Opfer und Geschenk  
Den Göttern darzubringen, wenn die Feinde dräu'n,  
Doch dir zu schweigen und zu harren still im Haus.“

Vergl. Eur. Her. 476:

„Verschwiegenheit ist und Bescheidenheit die Zier,  
Die Frauen zukommt, so wie still daheim zu bleiben.“

Dieser häuslichen Thätigkeit gehört sie so sehr an, daß ein Verkehr nach außen für sie nicht nur nicht zum Vorteil, sondern sogar zum Schaden wird, vor dem sie zu behüten des Mannes Pflicht ist.

„Ich sag es immer, nimmer, nimmer  
Soll in das Haus ein kluger Gatte, dem das Eheglück ist hold,  
Zu seiner Gattin andere Frauen lassen, denn  
Dieselben leiten nur zum Bösen an.“

Eur. Andr. 943.

Auch soll die Frau nur dem eigenen Gatten zu gefallen suchen. Für ihn mag sie sich schmücken. Geschieht es jedoch für andere, so setzt sie sich dem Verdachte aus nach dem zu trachten, was die Sittsamkeit ihr verbietet.

„Die Frau, die, wenn der Mann abwesend ist, sich  
Schön puht, ist nicht viel wert.  
Sie braucht vor anderen sich nicht im Putz zu zeigen,  
Wenn sie nicht zeigen will, daß sie nichts Feines sinnt.“

Eur. El. 1072.

Ist des Mannes Wesen zu herrschen, zu gebieten, so ist es das der Frau, wenn auch nicht in blindem Gehorsam sich zu unterwerfen, so doch in Nachsicht sich dem Gatten zu fügen;  
„Ist klug die Frau, dann habe Nachsicht sie mit ihrem Gatten.“

Eur. El. 1052.

„Nicht für die Frau ist Streit zu suchen wohlgeziemt.“

Aesch. Ag. 866 (Dr.)

ja, die ihr zur zweiten Natur gewordene Herzengüte wird sie sogar befähigen auch dann geduldig auszuharren, wenn das Geschick sie an einen schlechten Mann gefesselt hat;

„Ein gutes Weib, an einen bösen Mann  
Bermählt, muß sich genügen lassen ohne Groll.“

Eur. Andr. 213.

und regt sich einmal in ihr der Zorn, so ist es gleichfalls ihre Art, nicht lange zu wrothen, denn

„Es sagt das Sprichwort, daß sich über Nacht  
Der Groll der Frau legt, wenn sie zürnte ihrem Mann.“

Eur. Tr. 665.

„Groll zu nähren ziemt  
Niemals dem klugen Weibe.“

Soph. Trach. 541.

Nur darf sie in ihren heiligsten Rechten nicht gekränkt werden. Alsdann schwindet jene Schüchternheit, Nachgiebigkeit und Veröhnlichkeit, die des Weibes Wesen ist, und das Gefühl nach Rache, das wie mit einem Schläge alle Leidenschaftlichkeit entfesselt, macht sie zur grausamen Feindin.

„Sonst ist die Frau voll Scheu und Schüchternheit,  
Zaghaft zu kämpfen, Waffen anzuschauen; doch  
Wird gar in ihr der Ehe heilig Recht getränkt,  
Dann ist kein Sinn so grausam als der ihrige.“

Cur. Med. 263.

Daß dem Manne auch deswegen im Hause die Herrschaft gebührt, weil er der geistig Bevorzugte ist, war bereits vorhin erwähnt worden. Wo dieses natürliche Verhältnis sich in das Gegenteil verkehrt, geschieht es ebenfalls auf Kosten des ehelichen Glücks, wie das in gleicher Weise geschah, wenn die Frau, den Mann an Reichtum und edler Abkunft weit überragend, ihn in Abhängigkeit von sich gebracht hatte.

„Am leichtesten erträgt das Joch der Ehe der,  
Dem ein nicht allzu kluges Weib im Hause hoht.  
Geschickte Frauen sind gefährlich. Möge mir  
Fern sein ein Weib, das klüger ist, als man es mag.  
Weit mehr erzeugt der klugen Frauen Leidenschaft  
Die Hinterlist; die nicht so abgefeimte Frau  
Bewahrt vor Thorheit ihr besangner Sinn.“

Cur. Hip. 134.

„Wem schön erblüht der Ehe Glück, der hat ein selig Leben“ — mit diesen Worten feiert Euripides jenen heiligen Bund, der durch nichts als den Tod getrennt werden sollte. Aber er ist einsichtig genug, um ein jedes Ding von den verschiedenen Seiten zu betrachten und demgemäß seinen wahren Wert zu bestimmen. Wie er demnach den Besitz von Weib und Kind für den kostbarsten erachtet, so verkennt er doch nicht, daß ebenderselbe, der uns aufs innigste mit anderen Herzen verknüpft, auch den Keim schwerer Sorgen und bitteren Kummers in sich trägt. Der Verlust aufblühender Kinder oder der geliebten Gattin, welcher käme ihm gleich! Und auch wenn die elterliche Pflege und Sorge ein vorzeitiger Tod nicht zu Schanden macht, wird der gute Same, den sie gestreut, auch aufgehen und gute Früchte tragen, oder wird nicht vielleicht Undank, Entartung und Schande die jahrelangen Mühen und Opfer lohnen? Wer derartigen Kummer vor Augen hat und ihn auch für sich fürchtet, sollte der um der Leiden willen nicht auch auf die Freuden verzichten wollen? Der eine wird diese Frage mit dem Herzen, der andere mit dem Verstande beantworten, deshalb aber auch die Antwort verschieden sein.

„O Elternforge, schwere Menschspflicht,  
Wer dich weis würdig abzuschätzen, der  
Bleibt unvermählt, bestattet Kinder nicht.“

Cur. Rhes. 980.

„Frei lebt es sich ohne Gemahl, ohne Kind; es lebt, wer so lebt, nur für sich; drum ist die Trauer erträglich. Kinder in Krankheit, das bräutliche Bett vom Tode zerstört sehen, das ist ein Leid, unerträglich fürwahr, da man ohne Gemahl und kinderlos immer ja sein kann.“

Cur. Alf. 882.

„Die Menschen, welche der Ehe Band verknüpft nicht hat und kinderlos sind, sind glücklicher, als wer Kinder besitzt. Wer keine gezeugt und nie es erfuhr, ob süß für die Menschen, ob bitter es sei, Nachkommen zu haben und keine, der lebt ohne Mühen und Sorgen. Wem aber im Haus der Kinder Geschlecht hold aufblüht, den seh' ich verzehrt von Kummer und Sorgen sein Leben hindurch; denn zunächst muß er achten, sie gut zu erziehen, zu schaffen den Kindern den Lebensbedarf. Dann aber, ob er für entartete sich, oder ob er für wadere sich bemüht, — dies bleibt zunächst ihm verborgen.“

Cur. Med. 1090.

Ist in dem Voraufgehenden dargethan worden, welche hohe Bedeutung der Charakter der Frau für das Glück des Gatten hat, und ist es selbstverständlich, daß ihr Einfluß auch sein sittliches Wesen mitbestimmt,

„Kein Wunder ist's, wird schlecht des schlechten Weibes Mann.“

Cur. Or. 737.

so dürfte es nicht unpassend sein, jene Charakteristik der Frauen auch durch die Züge zu ergänzen, die nicht grade aus und auf dem Boden des ehelichen Lebens sich herausbilden, sondern vielmehr abgesehen von jener Sonderstellung dem weiblichen Charakter als solchem zugehören. Allerdings sind wir hiebei fast lediglich auf Euripides beschränkt, denn er allein unter den Tragikern hat vermöge seiner die menschlichen Seelenzustände beleuchtenden Reflexion mit besonderer Vorliebe die Fäden aufgesucht, die in das weibliche Denken und Fühlen hineinführen. Wie keiner von ihnen dringt er in die Tiefen des weiblichen Herzens; daher auch diese Wahrheit in der Schilderung, wenn Gesetz und Natur, Pflicht und Leidenschaft, die sanfteren angeborenen Regungen mit den grausamen Forderungen einer augenblicklichen Not in schwere Kämpfe geraten. Überdies hatte Euripides auch in seinen persönlichen Verhältnissen Veranlassung genug zum Studium des weiblichen Charakters und zu einer herben Kritik desselben. Die Untreue seiner beiden Gattinnen nämlich oder wenigstens einer — falls der in den Komödien gebrauchte Name Chörile sich mit dem der Melito deckt — mußte seinen schon an sich ernstern, finstern Sinn noch mehr trüben, und das um so mehr, als Euripides dem öffentlichen Leben ganz fernstehend und nur in häuslicher Zurückgezogenheit seinen Studien hingegeben, wenigstens in dieser ein Gegengewicht gegen die vielfachen Anfeindungen sowohl des Publikums selbst als der Komiker insbesondere zu finden hoffen durfte. Mag seine Schuldlosigkeit an diesem Unglück, die außer Zweifel steht, ihn dasselbe haben leichter ertragen lassen, sein Urtheil über den Charakter des Weibes durfte deshalb nicht milder lauten; und so hat man sich denn auch gewöhnt bei einem euripideischen Worte über Frauen immer nur an Tadel und Verurteilung derselben seitens des Dichters zu denken. Er gilt vielen gradezu als ein Weiberhasser. Dem ist aber durchaus nicht so. Rückhaltlos erkennt er ihre Vorzüge und Tugenden an,

„Ein böses Weib ist keine Seltenheit.“

Cur. Iph. i. A. 1163.

„Doch wiegt die Zahl  
Der Guten auf die Zahl der Bösen.“

Cur. Hef. 1185.

„Die Frauen haben gegen Männer schweren Stand;  
Im Schwarm der bösen trifft die guten mit der Spott und Hohn.“

Cur. Ion. 398.

wie er andrerseits ein scharfes Auge für ihre Schwächen und Fehler hat und das harte Urtheil der Männer über die Frauen mit der Erfahrung, daß der nähere Umgang mit ihnen Leid bringe,

„Wie vieles Leid hat Frauenliebesqual  
Schon Sterblichen bereitet.“

Cur. Med. 1290.

„Die Liebe bringt den Menschen manches Leid.“

330.

daß besonders ihre entflammte Leidenschaft, die alle Schranken durchbricht, mit keiner Macht unter dem Himmel sich vergleichen läßt, begründet und entschuldigt.

„Viel Graungefalten wunderbar ernährt die Erde.

In Meerestiefen wimmelt es von Ungeheuern feindlicher Art

Den Menschen. Zwischen Erd' und Himmel

Juden Blitze in der Höhe,

Und was auf Erden fliegt und kriecht,

Weiß von des Sturmes Brausen zu erzählen.

Jedoch des Mannes frechen Sinn, wer spricht ihn aus,

Wer die entflamnte Leidenschaft der Weiber.“

Äsch. Ch. 585.

Ob sie danach streben, einen gewissen Besitz erst zu erringen, oder ob sie denselben als ihr rechtmäßiges Eigentum anderen streitig machen, ihre Leidenschaftlichkeit bleibt dieselbe.

„Rachsüchtig ist der Frauen sämtliches Geschlecht

Und Nebenbuhlerinnen stets am feindlichsten.“

Eur. Andr. 181.

In dem Mangel an Selbstbeherrschung, dem ersten Erfordernis für den, welcher andere beherrschen will, in dem Schwanken zwischen Pflicht und Neigung, zwischen Nachgiebigkeit und leidenschaftlichem Eigensinn liegt auch die Begründung für das hergebrachte Gesetz, daß die Frau zur Herrschaft nicht geboren ist.

„Aufrecht zu halten gilt Gesetzeszucht,

Am wenigsten zu unterliegen einem Weibe, denn

Wenn's sein muß, lieber einem Mann

Als Weibern unterthänig sein.“

Soph. Ant. 677.

Gleichermaßen läßt sich durch jenen Mangel an Selbstbeherrschung, der dem persönlichen Willen und Wünschen den weitesten Raum verstatet und den andringenden Erscheinungen und Ereignissen des Lebens ohne Prüfung sich hingiebt, auch die Leichtgläubigkeit der Frauen und damit die Wichtigkeit ihres Wortes begründen.

„Für Weibes Wit paßt es, eh' sie offenbar,

Schon zu preisen Glückes Gunst!

Leichtgläubig zu leicht verbreitet sich Frauengeschwäg

Wie Windeswehen; doch winderverweht

Verfinkt zu nichts weiberausposaunt Gerücht.“

Äsch. Ag. 441 (Dr.)

„Doch Weiberart ist's, außer sich gar bald zu sein.“

Äsch. Ag. 550.

„Soll ich es wahr und wirklich nennen, oder ist's

Ein weiberhaftes, furchtgebornes Truggeschwäg,

Das durch die Luft hin eitel fliegt und eitel stirbt?“

814.

Dabei muß man in Erwägung ziehen, daß die Lust am Sprechen, dem Worte zum Trotz, „daß Weibervolkes Schmuck Schweigen sei,“ (Soph. Nias 280 D.) Eigentümlichkeit der Frauen ist, daß diese Lust sie sogar verleitet der Wahrheit, wenn sie nicht Stoff genug bietet für die Unterhaltung, Erdichtetes hinzuzufügen und zwar auf Kosten des guten Rufes ihrer Mitgeschwestern.

„Schmähsüchtig sind die Frauen von Natur.

Ist zum Gespräch kein Stoff vorhanden, schaffen sie

Sich neuen stets und zeigen ihre Lust daran,

Sich wechselseitig bösen Leumund zu bereiten.“

Eur. Phön. 198.

Der selben Lust entstammt das Bedürfnis besonders dann im Reden eine Erleichterung sich zu schaffen, wenn ihr Herz durch irgend einen Kummer bedrückt ist, während derselbe bei männlichen Charakteren das Wort vielmehr zurückdrängt.

„Es ist den Frauen die Gefallsucht eigen, daß,  
Wenn voll ihr Herz von Leid, sie stets im Mund' es führen.“

Eur. Andr. 93.

Daß sie treulos sind

„Treulos ist der Weiber Art.“

Eur. Iph. i. A. 1298.

und der Trieb Intriguen zu spinnen ihnen eigen,

„Durch Hänkespinnen sind die Frauen mächtig.“

1032.

das hatte Euripides selbst nur zu bitter erfahren müssen. Beide Fehler setzt er in die engste Beziehung, denn das Bewußtsein der eigenen Treulosigkeit, eigener Schuld veranlaßt nicht minder als das Streben nach Vorteilen das Weib auch andere in die gleiche Sünde hinabzuziehen, als ob der Hinblick auf deren Sündhaftigkeit die Stimme des eigenen Gewissens zum Schweigen bringen könnte. Deshalb müsse der, welcher seines Hauses Glück hüten wolle, es durch Schloß und Riegel in sicherer Hut halten.

„Nein, nichts Gefundes wird der Zutritt fremder Frau'n  
Im Hause wirken; nein, nur viel und großes Leid.“

Eur. Andr. 923 (F.)

Auch ist es ein vergebliches Hoffen, daß diejenige, welche Untreue geübt, je den Pfad der Sünde verlassen und zur Tugend zurückkehren werde, selbst dann nicht, wenn sie dem zu eigen wird, um deswillen sie die Treue brach.

„Wer eines andern Frau zur Buhlerei verführt,  
Sie hinterher zu ehlichen genötigt ist  
Und glaubt, die Tugend, die sie dort nicht hatte, wird  
Bei ihm sie lernen, ist verblendet.“

Eur. El. 921.

Wie aber die Zahl der Guten die der Bösen aufwiegt, so stehen den gerügten Fehlern auch entsprechende Tugenden gegenüber, nach denen allein des Weibes Wert sich bestimmt,

„Nicht Frauenschönheit, Frauentugend liebt der Mann.“

Eur. Andr. 207.

während ein anderer Maßstab, sei es Reichtum, edle Abkunft oder gar Schönheit, verderblich ist und oft unfägliche Leiden schafft.

„Schönheit, wie viel Leiden bringst du den Menschen doch,  
Wie viel Heil für die, die deiner würdig sind.“

Eur. Or. 126.

So steht derjenigen, die, ihres guten Rufes uneingedenk, auf Untreue sinnt und andere dazu verführt, die Frau gegenüber, die unter einem schlechten Rufe zu leben nicht vermöchte, sondern mit ängstlicher Sorge alles von sich fern hält, das ihr denselben zuziehen könnte.

„In schlechtem Ruf zu seh'n ist unerträglich für die Frau,  
Die Wert drauf legt, von schlechter Herkunft nicht zu sein.“

Soph. Trach. 721.

Gleichmaßen ist die geistige Begabung der Frau nicht nur in jenen Hänken und Intriguen, die das Glück anderer gefährden, thätig und ersichtlich, sondern ebenfugot zeigt sie sich

im Raten und Helfen, und ihre geistige Regsamkeit und Beweglichkeit findet oft schneller das Rechte als der erwägende, prüfende Geist des Mannes.

„Oft würden Männer spät erst Rat erspähen,  
Wenn nicht die Frauen früher Mittel fänden.“

Cur. Hip. 480.

„Auch Frauen ist manch' weises Wort entfallen.“

Cur. Hik. 294.

In dem Streben zu helfen schwindet alsdann die dem Weibe angeborne Schüchternheit und Zaghaftigkeit, und es befeelt sie derselbe Kampfesmut, der bei falschem Ziele sie Furchtbares vollbringen läßt. Und grade Euripides, der den Frauen so Bitteres gesagt, ist es, der in einer Fülle von Beispielen die Heldenhaftigkeit des Weibes in das glänzendste Licht gesetzt hat, so in der Makaria, die würdig ihres Vaters Herkules sich für ihre Brüder opfert, so in der Polyxena, die durch einen freiwilligen, hochherzigen Tod das achäische Kriegsvolk zu lauter Bewunderung hinreißt, in der Evadne, welche derselbe Scheiterhaufen mit ihrem Gatten Kapaneus vereint, (Cur. Hik. 1078) und in der Alkestis, die sich für ihren Gemahl Admet opfert trotz der herzinnigen Liebe, mit der sie an dem irdischen Glück, ihrem Gatten und ihren Kindern insbesondere hängt. Und kaum dürfte ein Dichter irgend welcher Zeit und irgend eines Volkes die Innigkeit eines glücklichen Familienlebens, das nun ein selbstgewählter Tod zerreißen soll, ergreifender zu schildern imstande sein, als Euripides es gethan in jener Stelle der Alkestis 155—199.

„Wer müßig bleibt,  
Hört von dem Thät'gen sich geschmäht mit dieser Schmach:  
„Du siehst, o ganz Berruchter, für das Mädchen hier  
Nicht mit Gewändern noch mit Schmuck in deiner Hand?  
Nichts willst du ihr gewähren, der Hochherzigsten,  
Der Heldenjungfrau?“

Cur. Hek. 571—576 (F.)

„Denn wo erblickt ein Bürger, wo ein Fremdling uns,  
Der uns mit solchem Lobe nicht willkommen heißt:  
O Freunde, schauet diese zwei Geschwister hier,  
Die ihres Vaters hohes Haus erretteten,  
Die seinen Widersachern auf des Glückes Bahn,  
Nicht schonend eignen Lebens, Tod bereiteten!  
Sie muß man lieben, achten muß sie jeglicher;  
Sie muß an Festen, oder wo die Menge sich  
Versammelt, ehren alles Volk für ihren Mut.“

Soph. El. 955 (D.)

Nicht leugnen läßt sich allerdings, daß andererseits zufolge höherer Erregbarkeit und tieferer Empfindsamkeit sie der Rührung und den Thränen leicht zugänglich sind,

„Ein Frauenauge zeigt leicht Thränen.“

Soph. Aias 580.

„Schwach sind die Frauen und leicht thränenrührig.“

Cur. Med. 928.

aber mit dieser Empfänglichkeit verbindet sich auch gleichzeitig die Fähigkeit, die Rührung auch in den Herzen anderer wach zu rufen.

„Die Kraft zu rühren ist den Frauen eigen.“

Cur. Iph. i. A. 1054.

Welche Macht ihnen damit gegeben, insonderheit den Männern gegenüber und grade in den Momenten, wo starres Festhalten an dem vermeintlichen Rechte diese zu unerträglichen Härten fortzureißen droht, wer wollte es bestreiten, wer beklagen?

Wenn nach griechischer Anschauung die Familie der Grundstein ist für die Errichtung eines staatlichen Ganzen, so ist auch die in derselben gepflegte Sittlichkeit und Tugend von der wesentlichsten Bedeutung für das sittliche Leben im Staate und damit für seinen Bestand selbst. Denn der in jungen Jahren zur Tugend Angeleitete wahr dieselbe auch, wenn er in das politische Leben eintritt; ja, die Keime zum Guten, in jenen Jahren eingepflanzt, können in dieser erweiterten Sphäre der Thätigkeit erst zu voller Entfaltung gelangen. Daher die Wichtigkeit einer guten Erziehung für den Staat.

„Erziehung pflanzt ins Herz des Bösen Scheu.  
Der Edle, der die Tugend übt, erröthet stets,  
Nennt man ihn feige. Denn die Tapferkeit  
Ist lehrbar, wie das Kind auch vieles lernt,  
Zu sagen und zu hören, was es nicht gewußt.  
Was man gelernt hat, pflegt man festzuhalten auch  
Allzeit! Deshalb erzieht die Kinder brav!“

Eur. Hik. 911.

Die Aufgabe aber, welche die Bildung des Herzens und Geistes zu leisten hat, ist eine schwierige, einerseits weil sie mit gegebenen Bedingungen, dem Naturell des einzelnen, dem was angeboren und vererbt ist, zu rechnen hat,

„Ungleich der Menschen Naturen sind,  
Verschieden das Streben derselben.  
Stets bewährt sich wahrhaft Edles.  
Bildend führt die Zucht zur Tugend.“

Eur. Iph. i. A. 558.

„Des Vaters harter Sinn erbt sich im Kinde fort.“

Soph. Ant. 471.

andrerseits weil sie im Hinblick auf das Zusammenleben im Staate solche Ziele zu verfolgen und derartige Grenzen einzuhalten hat, daß der eine mit seinem Können und Wissen sich wie ein richtig behauener Baustein leicht in das Ganze einfügt und die Gesamtheit nicht zu sehr überragt.

„Ein Mann von kluger Überlegung soll niemals  
Für allzuweife Bildung seiner Kinder sorgen,  
Denn außer daß die Weisen nicht geachtet sind,  
Weil sie der Muße leben, haßt der Bürger sie  
Der Trägheit wegen. Zeigst du Neues ihnen, was  
Du klug erfunden, nennt man thöricht dich, nicht klug,  
Und gilft du mehr als andere, die sich weise dünken,  
Dann trifft der Neid der Menge dich.“

Eur. Med. 294.

Erst der Besitz von Kindern giebt dem Begriff Familie seine Vollständigkeit. Auch ihnen gilt selbstverständlich, wie der Gattin der Gatte, so der Vater als deren Haupt, kommt ihm doch auch ein größeres natürliches Anrecht auf sie zu als der Mutter.

„Es ist die Mutter dessen, den ihr Kind sie nennt,  
Nicht Zeugerin, nur Pfleg'rin eingesäten Keims;  
Es zeugt der Vater, aber sie bewahrt das Pfand,  
Dem Freund' die Freundin, wenn ein Gott es nicht verlegt.“

Aesch. Eum. 611 (Dr.)

Sein Wort fällt am meisten in's Gewicht; Ungehorsam gegen dasselbe straft sich am schwersten.

„Vaters Wort muß man gehorchen.“

Eur. Hip. 1182.

„Schwer straft sich Ungehorsam gegen Vaters Wort.“

Aesch. Prom. 17.

„Ja so bestellt sein muß es, Sohn, in deiner Brust,  
Dir muß des Vaters Wille mehr als alles sein.“

Soph. Ant. 640.

Kinderbesitz giebt ein Genüge und ein überschwängliches Glück, wie es kein anderer Besitz bieten kann. Er sichert den Bestand der Familie, deren Wohlergehen, und nicht nur der Familie, sondern auch des ganzen Staates, dessen Grundstein sie bildet.

„Überschwänglich ist das Glück, welches für die Menschen ruht auf dem felsenfesten Grunde, wenn im Glanz der Jugendblüte Kinder in dem Vaterhause wachsen auf zur Manneskraft, ein Geschlecht dem andern Vaters Reichthum fortvererbend, Kindern und den Kindeskindern; denn dies ist die Wehr der Not, Wonne in den trüben Tagen, ist, droht Krieg dem Vaterlande, Hilfe und Heil.“

Eur. Ion. 472.

Daher, geleitet von natürlichen Trieben und in der Kinder Gedeihen das eigene begründet sehend, hängen auch die Eltern mit heißer Liebe an ihren Kindern;

„An eigenen Kindern hängt in Liebe jedes Elternherz,  
Kein Vater giebt das Leben eines Kindes preis.“

Eur. Phön. 965.

und während sonst die Menschen mannigfach von einander in ihren Neigungen verschieden sind, in einem sind sie alle gleich, in der Liebe zu ihren Kindern.

„In einem sind die Menschen alle gleich; —  
Wer hoch in Amt und Würden ist, liebt seine Kinder,  
Wer nichts ist, auch. — Nur Geld ist Scheidemünze!  
Der hat Geld, der hat nichts! Doch Kindesliebe ist in jedem.“

Eur. Raf. Herk. 633.

Kein Kind wird von dieser Liebe ausgeschlossen,

„Gleich lieb sind Eltern ihre Kinder.“

Soph. Ob. Kol. 1108.

und jegliches Leid, jeglicher Kummer, der dasselbe trifft, trifft auch die Eltern mit;

„Es fühlen edle Eltern mit den Schmerz  
Der Schmach, die ihre Kinder trifft.“

Eur. Raf. Herk. 282.

„Doch ist von allen Gütern mir das teuerste,  
Wenn dir, o Vater, ungetrübt die Freude lacht.  
Was ist den Kindern höh're Lust als Ruhm und Glück  
Des Vaters, was dem Vater mehr als Kindeswohl.“

Soph. Ant. 695 (D.)

ja, Elternliebe ist so groß, daß das eigene Leben freudig hingegeben wird, wenn durch ein solches Opfer das des Kindes zu retten ist.

„Für ihre Kinder geben Eltern stets das Leben hin.“

Eur. Andr. 418.

Und Mutterliebe insonderheit, wie mächtig ist sie! Nicht einmal dann hört sie auf, wenn die eignen Kinder der Mutter Schmerz bereiten.

„Die Mutterliebe ist großmächtig! Hassen kann  
Sie ihren Sproß nicht, auch wenn er ihr Schmerz bereitete.“  
Soph. El. 770.

„Hochhält die Mutter ihrer Wehen Frucht;  
Ein jedes Mutterherz hat Kindesliebe.“  
Eur. Phön. 355.

„Ich gehe zu begegnen meinem lieben Sohn;  
Mein Liebsteß will ich nicht verlassen in der Not.“  
Aesch. Pers. 779 (Dr.)

So ist es denn natürlich, daß für die Eltern kein Schmerz herber ist als der Verlust von Kindern.

„Kein Kummer so schmerzlich am Herzen nagt,  
Als der Gram um das Sterben der Kinder.“  
Eur. Hif. 1120.

„Trauer um der Kinder Tod  
Füllt mit Schmerz ein Mutterherz.“

83.

Giebt es demnach für die Eltern keinen köstlicheren Besitz als die Kinder, so andererseits für die Kinder keinen süßeren als die Eltern in der teuern Heimat;

„Der Eltern Augen schauen ist das Süßeste.“  
Soph. Od. Tyr. 999.

„Mit Recht steht höher dir das Heim,  
Wo vormals deine Wiege stand.“  
Soph. Od. Kol. 759.

„Keiner kann indes umhin  
Sein Vaterland zu lieben; denn wer anders spricht,  
Der spielt mit Worten, aber liebt im Geist es doch.“  
Eur. Phön. 358 (M.)

„Vaterland und Vaterhaus!  
Nie möcht' heimatlos ich sein,  
Hilfsbedürftig durch's Leben irrend,  
Schmachtend in Mühfal und Not.  
In den Tod, in den Tod möcht' ich lieber gehen,  
Eh' solches an mir sich erfüllt.  
Kein größeres Übel giebt es fürwahr,  
Als der Heimat beraubt zu werden.“  
Eur. Med. 643.

und wie die Eltern mit opferbereiter Liebe ihre Kinder aufgezogen und getragen haben, so ist es hinwiderum Pflicht der Kinder, diese Liebe nach ihrer Kraft zu vergelten.

„Seglicher ehre die Eltern mit heiliger Scheu.“  
Aesch. Cum. 500 (Dr.)

„Der Eltern Furcht fort und fort,  
Das ist der drei drittes Wort,  
Die Dike vorschreibt, die hochgeweihte.“  
Aesch. Hif. 651.

„Unglücklich ist das Kind,  
Kann es der Eltern Wohlthat nicht mit Dank vergelten;  
Wer aber Dank den Eltern bringt, empfängt zurück  
Von seinen Kindern Dank, den er den Eltern einst gebracht.“  
361.

„Vor allem sei der Weise Kind und Eltern hold,  
Dem Vaterlande weihe er sein Herz, ein Mehrer ihm  
Zu sein, nicht ein Verheerer.“

506.

Unkindlich ist es, je ihrer zu vergessen, in welcher Lage immer sie seien, (Soph. El. 145) vielmehr ist es Pflicht eines jeden Kindes, Schmerz und Freude mit ihnen zu teilen und in der Erkenntnis, daß die Eltern besser sind als sie selbst, ihnen nachzueifern und die ererbte Familienehre, den ererbten Familienruhm aufrecht zu erhalten und zu vermehren.

„Denn auch harter Müh'n  
Darf nicht gedenken, wer die Müh'n um Eltern trägt.“

Soph. Dd. Kol. 503 (D.)

„Des Vaters Nachruhm pflanzen Kinder fort.“

Aesch. Ch. 505.

„Kaum einer unter Tausenden  
Zeigt sich, der besser als sein Vater ist.“

Eur. Heraf. 327.

Schon die bloße Abstammung, sofern sie einem edeln Stamme verdankt wird, müßte die Kinder gegen ihre Eltern zu Dank verpflichten, denn der Adel der Gesinnung, der sich auch im Unglück nicht preisgibt, ist oft allein ihr zu danken.“

„Kein schöneres Ertheil giebt es, als entstammt zu sein  
Von edeln, wackeren Eltern und nach ihnen dann  
Den edeln Stammbaum fortzusetzen.“

Eur. Heraf. 298 (M.)

„Besser gegen Mißgeschick  
Wehrt sich der Adel, als ein Sproß unedeln Stamms.“

302.

„Es ist der Kinder höchster Ruhm,  
Von wackeren Eltern abzustammen,  
An edler Art dem edlen Vater gleich zu sein.“

Eur. Hel. 941.

„Kein Edler von Geburt, im Unglück lebend, gestattet die Entehrung seines Stammes, der wie sein Name nicht verlißt.“

Soph. El. 1082.

So soll denn ein festes Band gegenseitiger, herzlicher Liebe alle Mitglieder der Familie umschlingen, und nichts Schrecklicheres könnte es geben als Haß und Feindschaft zwischen denselben.

„Unseligkeit, wo Zwietracht zwischen Brüdern herrscht  
Und Zanf, der der Gemüter Grimm erregt.“

Eur. Iph. i. A. 376.

„Wie schrecklich Feindschaft unter den Verwandten ist!  
Schwer neigen zur Versöhnung die Gemüter.“

Eur. Phön. 374.

Alsdann waltet über ihnen ein unseliger, alle vernichtender Fluch,

„Du dieses Hauses unbezwinglich grauser Fluch,  
Wieviel erspähtst du und, was schon gerettet schien,  
Zerstörst du fernher zielgewiß mit deinem Pfeil.“

Aesch. Ch. 676 (Dr.)

der Blutschuld auf Blutschuld häuft.

„Ja es ist ein Gesetz, daß sterbend der Strom  
Des vergossenen Bluts Blut wieder verlangt;  
Und es rufet der Nord die Erinys wach,  
Von den früher Erschlagen die Blutschuld wach,  
Die heraufführt andere Blutschuld.“

Aisch. Ch. 400 (Dr.)

Wie sich dann im vernichtenden, grausamen Kampfe gegenüberreten, die einander die Liebsten sein sollten, also geschieht es auch, wenn die Schuld gesühnt werden soll; und die Götter selbst sind es, die alsdann gegen die frevelnde Mutter den eigenen Sohn zur Rache aufrufen, die ihn durch schwere Drohungen dazu zwingen.

Nicht mich verraten wird der allgewalt'ge Spruch  
Des Logias, der dieses Wagnis mir gebeut,  
Der laut mich aufrief, Qualen, sturmgegeißelte,  
In meinem heißdurchglühten Herzen mir verhieß,  
Wenn ich des Vaters Mörder nicht verfolgte,  
Zur Rache sie zu morden mit demselben Nord.“

Aisch. Ch. 283 (Dr.) vergl. 289—310.

„Dem ich, Apollon, gebot zu töten deiner Mutter Leib.“

Aisch. Eum. 85 (Dr.)

„Weh, weh! gräßliches Amt des Sohnes!

Weh, weh! nimmer gestillter Jammer! —

Dessen ein Balsam kann

Nimmer dem Haus' von Fremden, nur von ihm selber kommen

Durch bluttriefenden Hader: also

Das Lied drunten der dunklen Götter!“

Aisch. Ch. 466 (Dr.)

Jene herzliche Liebe schließt aber nicht aus, daß je nach der Verschiedenheit der Charaktere, einerseits der Eltern wie andererseits der Kinder, verschiedene Grade derselben möglich sind und innerhalb jenes größeren Kreises, in dem sich das natürliche Gefühl verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit bewegt, sich noch kleinere, von größerer Innigkeit durchdrungene Kreise bilden, welche auf dem Gefühle der Sympathie beruhen. So stehen z. B. schon Söhne und Töchter, trotz der innigen Liebe zu ihren Eltern, doch nach ihrem Naturell zu denselben in einem anderen Verhältnis.

„Dem greisen Vater ist nichts lieber als  
Der Tochter Pflege. Des Sohnes Geist strebt höher,  
Doch zum Liebthum ist er nicht geneigt.“

Eur. Hif. 1101.

Eine jede natürliche Entwicklung vollzieht sich in auf- und absteigender Linie, und diesem Gesetz unterliegt auch die Familie, die dann den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht, wenn herangewachsene Kinder, ihrer Bestimmung folgend, das elterliche Haus verlassen, um eine neue Familie zu begründen. Diese Abtrennung der einzelnen Zweige von dem Stamme, so naturgemäß sie ist und vernünftigen Wünschen entspricht, kann sich nicht ohne Schmerz, ohne Wehmut der Beteiligten vollziehen.

„Zwar glücklich sind die Töchter, die  
Man zur Vermählung fortgiebt, doch es schmerzt  
Die Eltern, Kinder in ein fremdes Haus  
Zu geben, nach viel Elternsorgen.“

Eur. Iph. i. A. 688.

Wenn nun alle diese Äußerungen über das sittliche Leben der Griechen, wie es in der Familie sich gestaltet, fast in sämtlichen Punkten denen unserer vom Christentum erleuchteten Zeit conform sind, Äußerungen, die wir ebenjogut in unserm Lessing, Schiller, Göthe finden könnten, wie wir sie bei Aeschylos, Sophokles, Euripides finden, so sei als die letzte dieses Abschnittes noch eine Äußerung über die Stiefmütter angeführt, die unseren Ohren ebenfalls nicht fremd klingen dürfte.

„Das Sprichwort sagt: Stiefmütter sind Stiefkindern gram.“

Eur. Ion. 1025. vergl. 1329.

„Stiefmutter ist den vorgebornen Kindern gram,  
Sie ist um nichts gelinder als der Schlange Brut.“

Eurip. Alf. 309.

## Das Glück und der Wert irdischen Besitzes.

Schon einmal, bei der Eheschließung, war des mächtigen Einflusses Erwähnung gethan, den das Glück, der Zufall ausübt auf die Gestaltung menschlicher Verhältnisse, des Einflusses der Tyche. Eine Göttin, deren Macht den andern Göttern gegenüber schwer zu bestimmen ist, da sie dieselben bald beeinflusst, bald von ihnen beeinflusst wird, tritt sie in dem Leben der Menschen als Spenderin von Glück und Unglück, von Freud' und Leid auf, und ihr verdanken diese Besitz und Verlust ihrer Glücksgüter. In wie weit dieselbe eine blinde, rücksichtslos waltende Macht ausübt oder auf dem Boden einer sittlichen Weltordnung nach bestimmten, nur den Sterblichen unbekanntem Gesetzen wirkt, das zu untersuchen ist hier nicht der Ort. Für uns kommt es nur darauf an, daß der Mensch, des Wirkens einer solchen Macht sich bewußt, unterscheiden lerne, welchen Anteil er selbst, welchen jene an dem Gelingen und Mislingen seiner Pläne hat, daß er nicht nur sich bewußt werde, ihr habe er sich zu beugen, sondern auch erkenne, daß er zwar äußerlich unterliegen könne, wenn man den Sieg nach dem Besitze von Geld und Gut, von Ansehen und Macht abschätzt, hingegen der wahre Sieg ihm gehöre, wenn er getragen und geleitet von sittlicher Freiheit nach dem strebt und ringt, was wahrhaft gut und schön ist.

Der ist der Glücklichste, dem jeder Tag entflieht von Leiden ungetrübt, (Eurip. Hef. 627.)

„Wohl dem, der hohen Meeres Wogen ist entflohen und den Hafen fand; glücklich, wer obgesiegt hat in Gefahren. Anders gehen die einen vor den andern in Glück und Macht. Doch tausend Hoffnungen, sie laben tausend andere, solche die mit Segen enden, solche die in nichts vergehen. Doch wem allzeit das Leben froh, den preisen wir glücklich.“

Eur. Bacch. 902.

aber ein solches ungetrübtet Glück ist keinem Irdischen beschieden,  
„Uns alle trifft ein gottverhängtes Ungemach,  
Ob früher oder später.“

Eur. Andr. 851.

„Und hinfort in alle Zeiten,  
Wie für das Vergangne, gilt  
Dies Gesetz: nie waltet  
Im Leben das Glück lauter und frei von Leide.“

Soph. Ant. 605 (D.)

vielmehr läßt kein Leid, kein Verhängnis sich denken, das nicht die Menschen, wenn auch unverschuldet, getroffen hätte. Seit Pandoras Sendung ist dem seligen Leben der Menschen ein jähes Ende bereitet worden, und Zeus selbst war es, der sie durch Hephästos bilden und, nachdem Pallas Athene sie mit allen Reizen ausgeschmückt, den Menschen zuführen ließ, um Leid und Unglück aller Art über dieselben auszugießen.

„Kein Übel ist, wie schrecklich auch es sei,  
Kein Leid, kein göttliches Verhängnis ist  
Vorhanden, das als Bürde nicht auf Menschen lastet.“

Eur. Dr. 1.

So bescheidet sich denn ein verständiger Sinn gern mit dem Besitze mäßiger Glücksgaben, wosern nur zu schwere Schicksalschläge fern bleiben.

„Mein mag mäßiges Glück sein,  
Weber Städtezertrümmerer  
Möcht' ich sein, noch von Feindeshand essen das Brot der Knechtschaft.“

Aesch. Ag. 432 (Dr.)

Selbst das Leben der ewigen Götter ist nicht leidlos; auch sie sind nicht sicher vor den Schlägen der Tyche,

„Das Schicksal meidet keinen Sterblichen;  
Selbst Gott ringt mit ihm, wenn das Dichtervort wahr ist.“

Eur. Raf. Herk. 1314.

und nur ein scheinbarer Widerspruch ist es, wenn es heißt: Wer außer Gott ist sonder Leiden fort und fort sein Leben lang? (Aesch. Ag. 511. Dr.), denn dieser Ausspruch hat nur relative Gültigkeit, insofern als das Leben der Götter dem der Menschen gegenüber gestellt wird, in welchem Freud' und Leid mit einander abwechseln. Freilich ist in diesen Versen ihre Macht auch über die Götter nicht als absolut gewiß bezeichnet worden, da der Mensch sich sträubt die letzteren als seine Helfer mit beschränkter Macht zu bekleiden, aber jenes Dichtervort behält gleichwohl seine Berechtigung. Selbst Zeus, der höchste der Götter, der über Menschen und Götter gebietet, hat keine volle Freiheit in seinem Handeln; auch er beugt sich oft einem höheren Willen, einer dunkeln Macht, wosern er dieselbe nicht gradezu bekämpft. Es war eben im Hinblick auf die gegenseitige Beschränkung der einzelnen Gottheiten für den griechischen Geist ein notwendiges Bedürfnis, sich noch eine höhere, ausgleichende Macht zu schaffen. Doch einer bestimmten Persönlichkeit entbehrend, wie sie die übrigen Götter besitzen, ist diese Macht stets etwas Dunkles geblieben. Selbst darin findet ein Schwanken statt, ob sie in der Einzahl — als Moira — oder in der Mehrzahl zu denken sei. Ebenso ist es schwierig, das Verhältnis zu bestimmen, in welchem die Tyche und Moira zu einander stehen, denn daß eine innige, gegenseitige Beziehung derselben auf einander besteht, ergibt sich schon daraus, daß Pindar die Tyche zu einer der Moiren macht. Nur das dürfte feststehen, wenigstens in Bezug auf das Leben der Menschen, daß die Moira zusammenfassend das ganze mit dem Leben ihm gegebne Schicksal bezeichnet, während die Tyche dasselbe in die einzelnen, sowohl glücklichen als unglücklichen Ereignisse zerlegt und sondert. So erklärt sich die Fülle ihrer Spezialisierung

zumal bei den Römern, selbst mit Beziehung auf Stand und Lebensalter als *Τύχη αγαθή*, *δωτειρα*, *φερéπολις*, *ἀνραία*, Fortuna Publica, Privata, liberum, Barbata, Virilis und Fortuna Bona, Mala, Dubia, Stata, Brevis, oder wie sie sonst nach den ihr zukommenden Eigenschaften heißen möge. Und weil die Tyche alle Wechselfälle des Lebens begleitet, dem Menschen bald hold, bald abgeneigt sich zeigt, verbindet sich mit ihrer Erscheinung von selbst der Begriff launischer Willkür, die mit den Menschen spielt, eine Eigenschaft, die in der Moira zurücktritt.

„Erkennet doch, ihr Thörichten, der Menschen Los:  
Ein steter Kampf ist unser Leben. Glücklich sind  
Die einen früher, andere später, andere nie!  
Glücksgöttin treibt mit uns ihr Spiel. — Der Leidende  
Berehrt sie, daß er glücklich sei. Der Freudige  
Befürchtet, daß ihr milder Hauch ihn läßt im Stich.“

Cur. Sit. 549.

„Es lauert das Verhängnis auf den freien Mann  
Und auch auf den, dem fremde Hand gebietet.“

Aesch. Ch. 103.

„Kein Mensch kann sich von dem Geschick,  
Was ihm beschieden ist, befreien.“

Soph. Ant. 1337.

Der wahrhaft Weise nun wird im Bewußtsein seiner Ohnmacht gegenüber jener mächtigen Göttin die schlimmen Schicksalsfügungen in Geduld und Ergebung tragen,

„Wohl muß der Mensch die Lose, die der Götter Rat  
Auflegt, ergeben tragen als Notwendigkeit.“

Soph. Phil. 1276 (D.)

„Die Menschen müssen tragen alles Ungemach,  
Was Gott denselben zufügt.“

Aesch. Pers. 293.

ja, er wird sie tragen mit einer gewissen Freundigkeit, der Teilnahme aller gewiß, wenn er sich keiner Schuld bewußt ist,

„Doch wer in selbstervähltem Leid gefangen ist,  
Verdient es nimmer, daß nachsichtig ihm  
Verziehen werde, daß man ihm Erbarmen schenkt.“

Soph. Phil. 1278 (D.)

während auch das ihm Trost gewähren und ihn mit heiterer Zuversicht erfüllen mag, daß er, durch den stäten Wechsel von Freud' und Leid im Menschenleben belehrt, auch für sich glücklichere Zeiten erhoffen darf. — Weder das Glück währt ewig,

„Nichts ist gewiß, nicht Ruhm, nicht Ehre, nicht  
Bleibt frei von Unglücksfällen, wer des Glücks sich freut.  
Denn seine Lose ohne Wahl mischt Gott.“

Cur. Sit. 956.

„Des Reichthums Fülle und der Ehre Glanz  
Sind nie ein treu Geleit für uns.“

Cur. Aesch. Pers. 511.

„Wer viel im Leid erfahren ist, der weiß, wie alles für die Menschen, wenn des Schicksals Woge naht, Furcht zu erwecken pfllegt. Doch wem der Glückshauch weht, der glaubt, derselbe Fahrwind wehe immer so.“

Soph. Trach. 296.

„Gebietet sollen ungebührlich nicht gebieten und  
Sich nicht stets glücklich denken, die im Glücke sind.“

Eur. Hef. 282.

„Kein Mensch erfreut sich bis ans Lebensende eines ungetrübten Glücks.“

Eurip. Hif. 269.

„So manchen Menschen trifft so manche Not,  
Verschiedene verschieden. Dauernd Glück  
Trifft schwerlich man bei einem Menschen an.“

Eur. Jon. 381.

noch auch dauert das Unglück fort, sondern — und darin beruht, wie oben erwähnt, der Trost für alle Unglücklichen — eines löst das andre ab, und wie nichts von irdischen Dingen überhaupt Bestand hat,

„So ist's im Leben: Nichts ist von Bestand.“

Eur. Jon. 969.

so auch keines der genannten Beiden.

„Leid folgt überall  
Auf Freud' im Wechsel, gleich des Himmelswagens Bahn.  
Nicht sternhell bleibt die Nacht den Sterblichen,  
Nicht bleibt Entbehrung, Reichtum nicht,  
Schnell kommt und flieht hier Freude, Trübsal dort.“

Soph. Trach. 126.

„Man kann wohl sagen, daß in langer Zeit  
Sich manches günstig, manches übel fügt.“

Aesch. Ag. 551.

„Das Glück hebt hoch, das Schicksal stürzt hinab  
Den Glücklichen und wer nie glücklich war.“

Soph. Ant. 1158.

Auch ist nicht zu vergessen, daß der Begriff des Glückes nicht minder wie der des Unglücks kein absolut feststehender ist, sondern daß er sich bestimmt nach dem Dafürhalten des einzelnen, daß der Betreffende soweit glücklich und unglücklich ist, als er sich dafür hält.

„Ihr Menschengeschlechter, ach!  
Euch, die leben im Lichte, wie  
Zähl' ich ähnlich dem Nichts euch!  
Denn welcher der Sterblichen  
Nimmt ein größeres Glück dahin,  
Als soviel ihm der Wahn verleiht,  
Bis vom Wahn er hinabsinkt.“

Soph. Ob. Tyr. 1155 (D.)

So gewinnt auch der Tod ein freundlicheres Aussehen, da er die Kette wenigstens der irdischen Leiden schließt;

„Der Tod allein, er macht von wehflag-bittrem Jammer frei!  
Komme Tod denn, komm herbei!“

Aesch. Hif. 745.

„Denn nur die Toten, seh ich, rührt kein Kummer mehr.“

Soph. El. 1146 (D.)

„Nimmer ja bedrängt, nimmer, den Geschiedenen, der sein Auge schloß, Arbeit und Drangsal.“

Soph. Trach. 817 (D.)

und Thorheit ist der Wunsch eines langen Lebens, weil, je länger es währt, auch die Zahl der ihm zugemessenen Leiden wächst und zumal das Greisenalter freudlos dahinschwindet; und so

rechtfertigt sich in schwerem Leid der oft gehörte Wunsch nie geboren zu sein (Soph. Ödip. Kol. 1216 D.) oder wenigstens schnell aus dem Leben zu scheiden.

„Wer das längere Lebensteil  
Wünscht, nicht achtend des kürzeren,  
Den hält thörichter Unverstand  
Ewig gebunden nach meinem Urteil.  
Denn viel herbe Bekümmernis  
Führt lang dauerndes Alter dir  
Näher.“

Eur. Öd. Kol. 1202 (D.)

„Denn Schande bringt's, wenn einer langes Leben wünscht,  
Der wandellosen Ungemach verfallen ist.  
Nein, schön zu leben oder schön zu sterben nur  
Gezient dem Edlen.“

Soph. Nias. 452 (D.)

Wenn nun trotzdem die Liebe zum Leben eine so große ist, so kann sich dieselbe nur daher erklären, daß man im Glück der Leiden schnell wieder vergißt, besonders aber daher, daß die Ungewißheit über das, was nach dem Tode eintritt, mit Furcht und Bangen erfüllt.

„Ob es Süßeres sonst als das Leben noch giebt?  
Nacht Dunkel verbirgt's mit umwölkender Wand.  
Dum hangen wir auch tollliebend an ihm:  
Strahlt doch sein Glanz an der Sonne so schön,  
Und ein anderes Sein ward keinem noch kund,  
Kein Auge noch drang in des Erdreichs Nacht,  
Und wir sind nur der Dichtungen Spielball.“

Eur. Hip. 193 (M.) vgl. Eur. Iph. i. A. 1250 (M.)

Für die Tragödie hat die Dramaturgie der Alten den Begriff der Peripetie geschaffen. Er bezeichnet den plötzlichen Umschlag des Glückes in das Gegenteil und zwar gerade dann, wann der Held des Stückes am wenigsten eines solchen sich versieht, sondern vielmehr der Erreichung seines Zieles sich am meisten versichert hält. In dieser Peripetie gipfelt das Tragische, und ein Dichter wird um so tragischer sein, je mehr er es versteht, seine Helden in naturgemäßer Entwicklung der Handlung auf die Sonnenhöhe des Glückes zu führen, um sie sodann in einen um so tieferen Abgrund stürzen zu lassen. Die Tragödie ist aber nur das Abbild des menschlichen Lebens, und so zeigt auch das Original auf der Seite, welche der Tragödie entspricht, diese Peripetie. Eine Peripetie entgegengesetzter Art würden wir wahrscheinlich auch in der Komödie haben, welche die heitere Seite des menschlichen Lebens darstellt, wenn die Ausführungen jenes großen, auch die moderne Dramaturgie bestimmenden Philosophen über die Komödie erhalten worden wären.

„Sinn vom Bord versinkt der Menschen Glück,  
Wenn es sich allzusehr gehäuft hat.“

Aesch. Sieb. 769.

„Und des Ruhmes Übermaß  
Lastet ja schwer; denn seinen Blitz schleudert des Donnerers Reibbild.“

Aesch. Ag. 430 (Dr.)

Aus dem Gesagten aber ergibt sich eine doppelte Mahnung, sowohl im Glück auf die Unglücklichen zu schauen und, menschlichen Loses eingedenk, vor dem Unglück auf der Hut zu sein,

„Klug ist es, wenn ein Reicher auf den Armen schaut,  
Nicht unklug, wenn der Arme auf den Reichen blickt,  
Mit ihm wetteifernd, ringend um Besitz;  
Klug, ist der Glückliche vor Unglück auf der Hut.“

Cur. Hif. 176.

als auch die kurz bemessene Lebenszeit mit ihren Freuden zu genießen und sich dieselben in der Philosophie einer gesunden Sinnlichkeit durch nichts verkümmern zu lassen.

„Ob in Leid auch, dennoch gönnt,  
So lang es Tag ist, eurer Seele frohen Mut,  
Weil doch den Toten stirbt die Lust an Gold und Gut.“

Äsch. Pers. 776 (Dr.)

„Wenn einer sich  
Im Geiste zwei, ja mehre Tage noch verheißt,  
Den nenn' ich albern; dem gehört das Morgen nicht,  
Der nicht das Heute glücklich schon zurückgelegt.“

Soph. Trach. 927 (D.)

„Das Leben währt nur kurze Zeit. Drum soll  
Man harm- und mühelos sich dessen freuen.“

Cur. Hif. 953.

„Sei frohen Mutes, trinke, nur den heut'gen Tag  
Rechn' als den deinen, alles and'r als Zufallsgut.  
Doch ehr' auch Appris, die der Götter süßeste  
Den Menschen ist.“

Cur. Alf. 794. (M.)

Grade für die ernsteren Charaktere ist die letzte Mahnung durchaus gerechtfertigt, denn während der Leichtsinrige oder Leichtlebige über das Heute nicht hinausdenkt, sondern nur dem Augenblicke lebt, sehen jene schon im Leben den Keim des Todes, im Glück das nahende Verderben, und in den Genuß mischt sich die Furcht, die alle Freude tötet. So dürfte es zwar paradox klingen und doch seine Begründung haben, das Wort, daß der in Not und Elend Herangewachsene sorgenfreier und heiterer seine Tage dahinlebt als derjenige, über den das Glück sein Füllhorn ausgeschüttet hat. Einem schwankenden Halme gleich bietet der erstere allen Stürmen Trotz, indes der letztere, einem stolzen Baume ähnlich, unter einem einzigen Ansturm des Unglücks zusammenbricht.

„Nicht ermattet in der Not,  
Wer mit ihr geboren ist.  
Holber Glückstern wandelt sich oft.  
Aber Unglück nach glücklichen Tagen  
Drückt schwer auf die Herzen der Menschen.“

Cur. Jph. i. L. 1118.

„Dem Manne, dem Glückpreisung ward zu teil,  
Sind Glückswechsel bitter: wer nur Trübes kennt,  
Fühlt keinen Gram; die Not sang ihm das Wiegenlied.“

Cur. Raf. Herf. 1291.

In dem stäten Wandel aber wie aller Dinge so auch des Glücks und Unglücks liegt gleichzeitig auch die Beantwortung der Frage: Wer ist glücklich? Nicht das Heute, nicht das Morgen giebt eine Antwort darauf, sondern erst des Lebens Abschluß, wenn sich die Summen

der Leiden und Freuden gegenüberstehen und es sich gezeigt hat, wie ein jeder in beiden sich bewährte. Es ist das jenes bekannte Wort des Weisen, daß niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei.

„Wahrlich, ward des Guten mehr  
Als Bösen dir beschieden, kannst du sicherlich  
Vom höchsten Glück nur sagen, als ein sterblich Weib.“

Cur. Hip. 471 (M.)

„Den Sterblichen soll man nicht glücklich preisen  
Im Hinblick auf den letzten Lebenstag, eh' nicht  
Sein Leben sich als frei von Schmerz erwies.“

Soph. Od. Tyr. 1528.

„Nein, saget nimmer, daß ein Mensch glücklich sei,  
Bevor ihr des Gestorbenen letzten Tag erschaut,  
Und wie er, den vollendend, ging zur Unterwelt.“

Cur. Andr. 100 (F.)

„Doch sein (des Eurystheus) jetzig Los  
Gebietet allen Menschen auf das deutlichste  
Den nie zu neiden, der uns glücklich scheint, bevor  
Wir tot ihn sahen; denn einen Tag nur währt das Glück.“

Cur. Heracl. 850. (F.)

Versteht man also unter Glück das durch keine Leiden und Verluste getrübt Leben des Menschen oder gar die ununterbrochene Fortdauer von Genuß und Freude, ein Zustand, den Euripides mit dem Worte der *εὐδαιμονία* bezeichnet, so kann der Mensch niemals hoffen in jenem Sinne glücklich zu sein. Allerdings hält Euripides diesen Begriff der *εὐδαιμονία* nicht immer fest, sondern wie eine Stelle aus den Troerinnen zeigt (509): *Τῶν εὐδαιμόνων Μηδῆα νομίζετ' εὐρυχεῖν πρὶν ἂν δάμνη* vertauscht er das Wort auch ohne weiteres mit der *εὐρυχία*, während in einer anderen Stelle, Medea 1228, die Begriffe der *εὐδαιμονία* und *εὐρυχία* scharf von einander getrennt werden.

„Glücklich ist kein Sterblicher!  
Wenn dir auch strömt des Reichthums Fülle, glücklicher  
Als mancher magst du sein, doch nicht glückseliger.“

Haben wir in Vorstehendem von dem Glücke im allgemeinen und seinem gewaltigen Einfluß auf das Leben des Menschen gesprochen, so mag zum Schluß noch von der Bedeutung derjenigen seiner Gaben, die am meisten Fluch und Segen bringen kann, die Rede sein, nämlich von der Macht des Besitzes, des Geldes, des Reichthums. Anerkannt ist dieselbe zu allen Zeiten worden,

„Ein Wort aus alter Zeit, ich sprech' es nach:  
Die Geldmacht steht am höchsten bei den Menschen,  
In allem ist sie Großmacht, was die Menschen thun.“

Cur. Phön. 438.

„Das Gold ist mächtiger als tausend Sprüche.“

Cur. Med. 965.

und stets ist ihm als dem höchsten, oft als dem einzigen Gotte gehuldigt worden von denen, welche, dem Sinnengenuß allein zugewandt, ein Streben nach idealen Gütern nicht kannten oder ein solches gradezu verachteten. Auch sie nennen sich weise, aber es ist das die Weltweisheit oder besser Astenweisheit, die dem Egoismus allein Altäre errichtet und die mensch-

liche Gesellschaft, Staat und Familie, zerreißen würde, wenn sie allein die Herrschaft hätte. Allerdings, wie bei den Griechen so bei allen Nationen giebt es Zeiten des Verfalls und Niederganges nationaler Größe und Wohlfahrt, wo der Egoismus alles zu zersetzen und zu zertrümmern droht, was in stetiger Entwicklung und im gemeinsamen Streben nach einem großen Ziele aufgebaut wurde, aber solche Zeiten gehen wie Krankheiten vorüber, wenn der Organismus lebenskräftig ist, und die Ideale, die leuchtenden Sterne an dem Himmel menschlichen Thuns und Trachtens, empfangen ihren alten Glanz zurück. Der Egoismus aber spricht:

„Der Reichtum ist der Weisen Gott, o Mensch;  
Das übrige ist Tand und Wortgepränge.“

Eur. Kyklops. 316.

Welche Macht aber auch der Reichtum besitzen, was er auch zu vollführen vermag, eine Macht giebt es, der auch er sich beugen muß und die er sich nicht gefügig machen kann, das ist das Recht, mag menschliches Gesetz und menschliche Gerechtigkeit ihm zum Siege verhelfen oder mögen die Götter selbst seinen heiligen Altar vor Entweihung schützen.

„Der Reichtum leistet Weistand dem nie, der im Übermut  
Frech heheren Altar des Rechts zertrat.“

Aesch. Ag. 381.

„Ja, wohl ist des Geschickes Obergewalt furchtbar;  
Nie kann der Reichtum — ihr entflieh'n.“

Soph. Ant. 930 (D.)

Wie seine Spenderin, die Tyche, ist auch er wandelbar und unzuverlässig. Wer daher für sein Leben sichere Stützen sucht, darf ihm allein nicht vertrauen.

„Wer lieber Reichtum oder Macht erlangen will  
Als edler Freunde treuen Schutz, der ist ein Thor.“

Eur. Raf. Herk. 1425.

„Wohl dem, der sich den maderen Armen, nicht den reichen  
Wicht zum Schwager und zum Freund erwählt.“

Eur. Andr. 639.

Er ist ein Gut wie alle Güter, die nicht nach der Würdigkeit, wie z. B. auch die Gesundheit, verteilt werden. Darum kann auch der Reichtum nie der Maßstab für den wahren Wert des Menschen sein.

„Kein sicheres Merkmal giebt es für den Seelenadel.  
Verworren ist der Sinn der Sterblichen.  
Schon manchen edeln Vaters Sohn hat man gesehen  
Zum Nichts entartet und des Bösen Kinder gut.  
Man trifft des Geistes Armut oft bei Reichen an  
Und Geistes Reichtum findet man bei Armen!  
Wie läßt sich sorgsam scheidend hier das Richtmaß finden?  
Ist Geld der Maßstab? Geld, ein schlimmer Richter!  
Armut vielleicht? Das Übel hängt ihr an,  
Daß sie durch Not den Menschen führt zum Bösen.“

Eur. El. 367.

„Nicht unser Geld gilt immer, stets nur, was wir gelten.“

941.

Schon bei der Erwähnung der Unbeständigkeit der Tyche war die Aufforderung ausgesprochen worden ihre Gunst, wenn uns dieselbe zu teil wird, auch zu nutzen. Was dort im allgemeinen ausgesprochen wurde, wird von dem Dichter für den Genuß des Reichtums noch besonders empfohlen.

„Als Eigentum besitzt der Mensch ja keine Schätze;  
Sie sind ein Gut, von Gott ihm anvertraut;  
Gott kann sie wieder nehmen, wann er will.“

Cur. Phön. 555.

„Im Leid auch gönnet eurer Seele  
In jedem Tage frohen Sinn;  
Den Toten nützt der Reichtum nichts!“

Aisch. Pers. 840.

Also auch das Leid läßt sich durch die rechte Benutzung des Reichtums mindern und macht ihn dadurch zu einem um so begehrenswerteren Gute. Gleichwohl bleibt er ein relatives Gut, das nur unter gewissen Bedingungen und nicht einem jeden seine heilsamen Kräfte offenbart. Die Sinnesart des Menschen selbst, insbesondere seine Lebensfreudigkeit ist eine jener Bedingungen, vielleicht die wichtigste. Wie an einem unempfindlichen Auge und Ohre ungenossen vorüberzieht, was die Kunst Schönes und Herrliches bietet, so ist es mit allen Genüssen des Lebens, den feineren ästhetischen und sinnlich gröberen. Sie müssen einen fruchtbaren Boden finden, der sie gern aufnimmt. Der Besitz an sich ist tot und schafft kein Genüge; nur seine Benutzung und die Art derselben macht ihn lebendig und schafft Freude.

„Wer Lebewohl den Herzensfreuden sagt,  
Der lebt nicht, sondern gilt als lebend tot.  
Sei, wenn du willst, der Millionär im Hause  
Und lebe wie ein Fürst! Wenn hierbei bleibt  
Die Herzensfreude aus, dann nicht um Rauches Schatten  
Gib' alles solches ich für Herzensglück.“

Soph. Ant. 1165.

Wer hingegen es nicht versteht, ihn zu nützen, wer vielleicht gar in rastlosem Streben nach seiner Vergrößerung nichts von demselben zu opfern wagt, um sich das Leben zu verschönen, der ist bei seinem Reichtum arm. Er darbt, während der minder Begüterte, der seinen Besitz mit zufriedenerm Sinne nutzt, viel reicher ist.

„Was ist der Überfluß? Ein leeres Wort!  
Genug ist, was dem Mäßigen genügt.“

Cur. Phön. 553.

So gleichen sich Armut und Reichtum gewissermaßen aus, und auch das vermindert den großen Abstand zwischen arm und reich, macht die Armut erträglicher, den Reichtum weniger begehrenswert, daß gewisse und zwar die notwendigsten Bedürfnisse des Lebens beide zu befriedigen imstande sind, vorausgesetzt allerdings, daß das gesamte materielle Leben sich in natürlichen Schranken bewegt und nicht bereits eine Überverfeinerung desselben zwischen arm und reich einen schroffen Gegensatz geschaffen hat. Mag immerhin der Reiche die Mittel haben sich bessere und zahlreichere Genüsse zu verschaffen, über eine gewisse Sättigung hinaus kann auch er sie nicht zur Wirkung bringen.

„Wenn man sich satt gegessen hat, ist man,  
Ob reich, ob arm, einander gleich.“

Cur. Cl. 430.

Wollte man nun untersuchen und die Frage stellen, wer größere Leiden den Menschen bereitet hat, der Reichtum oder die Armut, so würde die Mehrzahl wohl den ersteren nennen. Wohl treibt auch die letztere, wenn sie zu bitterer Not sich steigert, zu Vergehen und

Verbrechen, aber ungleich zahlreicher sind die Versuchungen, die mit dem Erwerb und Besitz des Geldes sich verknüpfen. Und was von dem einzelnen, gilt auch von der Gesamtheit. Die Dürftigkeit und Beschränktheit der Verhältnisse behütet die Sittenreinheit eines Volkes am besten und längsten; mit der Fülle aber zieht die Begehrlichkeit ein, die, dem Danaidenfasse gleich, nie gesättigt werden kann und in dem rastlosen Streben nach Besitz und Genuß alle bösen Gedanken und Leidenschaften entfesselt. So erweckt der Besitz bei den meisten das Verlangen ebenfalls zu besitzen,

„Der Neid schleicht hinter Gut und Ehr' einher.“

Soph. Nias. 157.

„Nur selten Menschen ist es angeborne Art,  
Den hochbeglückten Freund zu ehren sonder Neid;  
Das Gift der Misgunst, seinem Herzen eingimpft,  
Es kränkt mit zwiefach bösem Gram den Krankenden;  
Vom eignen Ungemache wird er schwer gedrückt  
Und beim Betrachten fremden Glückes seufzet er.“

Aesch. Ag. 758 (Dr.)

und wieviel Verbrechen dasselbe gezeugt, wer könnte es sagen? Daher auch die Sorge, die Angst der Besitzenden, besonders in Zeiten, wo falsche Propheten die Lehre von der Gleichberechtigung aller an allem unter das Volk bringen und einen Klassenkampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden zu entzünden sich bemühen. Deshalb ferner die eindringliche Mahnung nicht Fremdes zu begehren (Eur. Alf. 63) und der Hinweis auf den Fluch, der auf dem durch Gewalt und Unrecht erworbenen Besitz ruht.

„Gott haßt, was durch Gewalt geschieht. Besitz,  
Rechtmäßig erworben, kann ein jeder haben, ohne Raub.  
Das ungerechte Gut ist zu verschmähen.  
Gemeinsam allen Menschen ist der Himmel  
Und die Erde, wo man Haus und Hof  
Sich gründen soll, nicht mit Gewalt sich Fremdes rauben.“

Eur. Hel. 903.

„Aus allem soll man nicht Gewinn erzielen wollen,  
Denn die Erfahrung lehrt, daß der verächtliche Gewinn  
Mehr Schaden meist als Nutzen bringt.“

Soph. Ant. 312.

Hätte der Mensch gelernt nur auf seine eigenen Verhältnisse zu schauen oder besser noch auf diejenigen derer, welche weniger sind und haben, es würde die Zufriedenheit und damit für das wahre Glück das größte Gut ihm gesichert werden. Doch leider bewahrheitet sich die Fabel von dem Hunde, der, ein Stück Fleisch im Maul, den Fluß durchschwimmt und dasselbe verliert, indem er, durch eine Täuschung verlockt, nach dem anderen schnappt, in dem Thun und Treiben der Menschen alltäglich.

„Um Fernerliegendes verschetze nicht Nahliegendes.“

Eur. Rh. 482.

„Verlange nicht nach fremden Schätzen und verachte nicht  
Die Gabe Gottes, sonst verlierst du eine große Habe.“

Aesch. Pers. 824.

7\*

Es würde zu weit führen einzeln die Übel anzuführen, die kleinen und die großen, welche an den Reichtum sich heften. Die einschlägigen Dichterstellen werden genügen das Unheil, das er stiftet, zu kennzeichnen.

„Schlaff und wohllebig macht des Reichtums Übel.“

Cur. Rhön. 597.

„Das Gold, das Glüd lenkt irre  
Der Menschen Herz,  
Sich wendend zur Gewalt, zum Stolz.“

Cur. Raf. Hert. 775.

„Nichts Schlimmeres entstammt dem Geist der Menschen  
Als Geldesbrauch, das Mittel des Verkehrs.  
In Staub wirft Städte es, macht Bürger heimatlos,  
Belehrt, verkehrt die Sinnesart  
Des wackeren Menschen schnödem Werk zu dienen;  
Zu List und Schelmerei verleitet es den Menschen und  
Macht fähig sie zu jeder Gottvergessenheit.  
Doch wer verdungen solchen Knechtesdienst vollbringt,  
Hat schließlich es verwirkt, daß ihn die Strafe trifft.“

Soph. Ant. 295.



Es würde zu weit führen  
welche an den Reichtum sich heft  
heil, das er stiftet, zu kennzeichne  
„Schlaff  
„De  
Der  
Sic

„Nichts So  
Als Geldes  
In Staub  
Belehrt, ve  
Des wader  
Zu List un  
Macht fähig  
Doch wer  
Hat schließ

und die große  
den genügen das Un  
r. Rhön. 597.  
aj. Hert. 775.

ph. Ant. 295.

ph. Ant. 295.

ph. Ant. 295.

© The Tiffen Company, 2007

# TIFFEN® Gray Scale

- A 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- M 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- B 17
- 18
- 19

R

G

B

W

G

K

C

Y

M